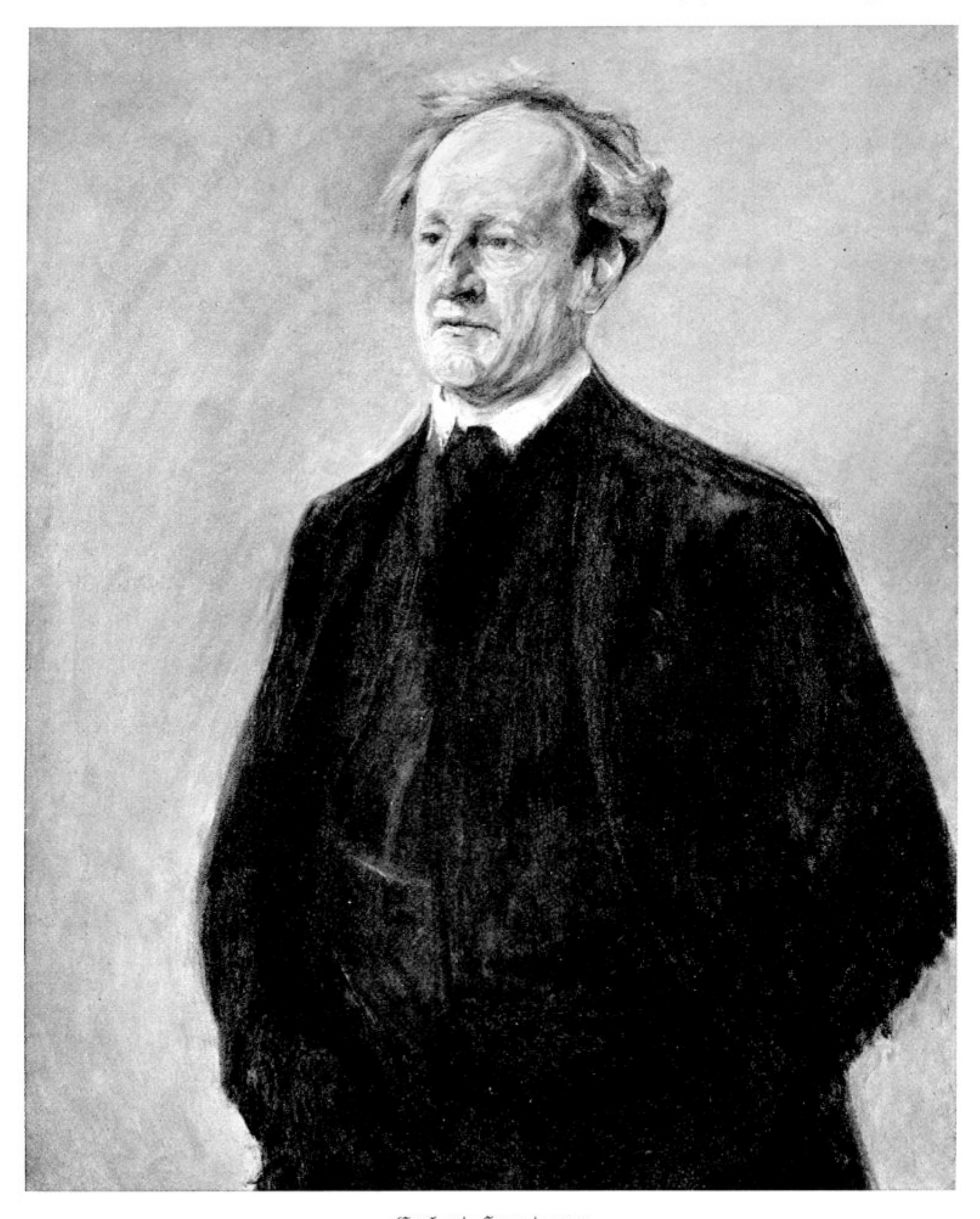


Gerhart Hauptmann
Gemälde von Max Liebermann
Neue Erwerbung des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ

Schlesische Chronik

6. Jahrgang Nr. 17 1. Juni 1913

phot. Atelier Lilly in Breslau

Die Blumenausstellung in der Jahrhunderthalle in Breslau
die mit dem Staatspreise ausgezeichnete Tafeldekoration der Firma Cohn in Breslau
Raumausstattung von Gustav Goerke in Breslau



phot. Atelier Lilly in Breslau

Die Blumenausstellung in der Jahrhunderthalle in Breslau
Hortensienausstellung der Firma Paul Gabriel in Hünern

Tagesereignisse

Die Blumenausstellung in der Breslauer Jahrhunderthalle. Ein feuchtkalter Wind, der so garnicht zu dem traditionellen Gesicht des Wonnemonats passen wollte, fegte über die geräumigen Terrassen des Hauptrestaurants, als der Breslauer Oberbürgermeister Matting am 6. Mai, Punkt 10 Uhr, in Gegenwart von einigen hundert Gästen die Frühjahrsblumenschau der Jahrhundertausstellung eröffnete. Auch über die Tulpenbeete, in denen fünfzigtausend Knospen sich, auf die trügerische Wärme der letzten Apriltage vertrauend, dem Lichte erschlossen hatten, stürmte der wilde Geselle und nicht minder über weitere siebzigtausend Tulpenschwestern, die, zu einem Garten vereinigt, für den Eröffnungstag ihr Festkleid entfaltet hatten. Aber vergebens rüttelte er an den starken Türen des Ringes der Jahrhunderthalle, in dem eine Frühjahrsblumenschau von märchenhafter Pracht unter den Händen geschickter Gartenkünstler entstanden war. Allgemein war der Ausdruck der Bewunderung, als, von den Veranstaltern der Ausstellung geführt, die Schar der Gäste zum ersten Male die ausgedehnten Ringbauten durchschritt. Keiner, auch der nicht, den sein Beruf in den letzten Tagen oft in diese Hallen geführt hatte, erkannte die Räume wieder, deren traurige Oede künstlerische Meisterhand im wahrsten Sinne des Wortes über Nacht zu Gärten von paradiesischer Schönheit gewandelt hatte. Tannengrün oder die bestrickende Farbenpracht riesiger Rhododendren und Hortensien entzog das nüchterne Grau der Betonwände den Blicken der Besucher, und Fuchsien, Pelargonien, Lilien und Cinerarien gaben durch das leuchtende Feuer ihrer Blüten dem Gange durch die Ausstellung den Charakter einer Wanderung durch buntes Märchenland. Zweimal lud in Kuppelsälen eine weiße, festlich gedeckte Tafel schlaraffenlandgleich zum Sitzen ein. Prachtexemplare von Pfirsichen, Erdbeeren und Trauben machten es den Gästen schwer, sich nur mit dem Auge an ihnen zu erfreuen, und eine lauschige Ecke, in der Kranzspenden für das Jubiläum einer Künstlerin Unterkunft gefunden hatten, schien von Bühnensiegen und Bühnenfesten zu erzählen. Die Preisrichter hatten wahrlich kein leichtes Amt, aus dieser Summe von Schönheiten das Schönste zu krönen, und es spricht gleichermaßen für ihre Gewissenhaftigkeit, wie für die außerordentlichen Schätze, über die sie zu Gericht zu sitzen hatten, daß sie erst um drei Uhr morgens mit ihrer verantwortungsvollen Arbeit zu Ende kamen.

Die Eröffnung des Vergnügungsparkes im Ausstellungsgelände. Zwei Stunden, nachdem Herr Matting auf der Terrasse den Herzog von Ratibor mit seiner Familie und die andern Festgäste begrüßt und sie durch die Blumenschau, das Ausstellungsgelände und den zur Zeit fertigen Teil der kultur-historischen Ausstellung geführt hatte, öffnete der Vergnügungspark seine Pforten, und schon der erste, flüchtige Besuch erwies die Wahrheit dessen, was der verdienstvolle Vorsitzende des Ausschusses, Arthur Barasch, in einer kurzen Begrüßungsansprache versichert hatte, daß nämlich der Breslauer Vergnügungspark auch seinerseits ein erfreuliches Abweichen von der Schablone dieser Art von Veranstaltungen zeigt, daß er in der schmucken, einheitlichen Architektur das geschlossene Bild einer kleinen Stadt der Freude und Fröhlichkeit biete, und daß er keineswegs das sei, was Aestheten und lebensfremde Künstler noch heut unbedingt bei einem Vergnügungspark voraussetzen, eine Summe von Geschmacklosigkeit. Flatternde Fahnen grüßten an der Hauptstraße die spärlichen Gäste, denen freilich bei dem unfreundlichen Wetter der Sinn für Fröhlichkeit abging. Doch schon im Laufe des ersten Nachmittags mehrten sich die Scharen, die die



phot. Atelier Lilly in Breslau

Die Blumenausstellung in der Jahrhunderthalle in Breslau
Tropenflora

für den Verkehr von Zehntausenden angelegte Prachtstraße durchwanderten, und am Abend schallten aus der gewaltigen Riesengebirgsbaude und dem mächtigen Bierhause „Ober-Bayern" festliche Klänge, bei denen sich zahlreiche Breslauer Speise und Trank trefflich munden ließen. In den Jubiläumslichtspielen fesselte der Riesenfilm „Quo vadis" stundenlang die Freunde des Kinos, und im Hippodrom galoppierten Männlein und Weiblein lustig um die Wette. Im Jubiläumspalast drehten sich die Paare der Biergäste im sanft moderierten Schiebetanz, und etwas weiter oben „wackelten" auf spiegelndem Parkett die Weinkonsumenten. F. E.

Aus großer Zeit

Das Gefecht bei Neukirch (31. Mai 1813). Nach der Niederlage der Verbündeten bei Bautzen (21. Mai) rückten die Franzosen in drei Hauptkolonnen vor, von denen die eine den Preußen und Russen über Löwenberg und Jauer folgte, die zweite auf Glogau marschierte und die dritte über Bunzlau, Liegnitz und Neumarkt gegen Breslau vorging. Am 29. Mai 1813 rückten die ersten Franzosen in Neumarkt ein. Am 30. folgte Napoleon selbst. Im preußischen Hauptquartier hatte man nicht geglaubt, daß der siegreiche Kaiser mit so starker Macht gegen Breslau vorrücken werde; daher hatte der König nur ein schwaches Korps zur Deckung bestimmt und den General Schuler von Senden, der bis dahin die Einschließung Glogaus geleitet hatte, mit sechs Reserve-Bataillonen, dem Thüringischen Bataillon, einem Detachement Landjäger, sieben Eskadrons Reiterei und zwölf leichten Geschützen nach Breslau entsendet. Die ganze Streitmacht betrug etwa 4400 Mann.

Am 27. Mai 1813 rückte Schuler von Glogau ab und marschierte am rechten Oderufer stromauf bis Auras, wo seine Reiterei bereits am 28. Mai die Oder überschritt. Bis in die Nähe von Neumarkt wurden Vorposten ausgeschickt. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai trafen die Infanterie und die Artillerie ein, und sogleich rückte das Korps bis zur Weistritz vor. Zur Verstärkung waren von der Hauptarmee einige Detachements unter Führung des Prinzen Biron und des Obersten von Mutius entsandt worden, während bei Breslau ein russisches Korps unter dem Grafen de Witt stand. Dagegen verfügten die Franzosen über 30 000 Mann unter Führung des Marschalls Ney und des Generals Lauriston und unter dem Oberbefehl Napoleons.

Am 30. Mai fanden kleine Plänkeleien statt. Während die Franzosen weitere Truppen heranzogen, wartete der preußische General Schuler vergebens auf die Russen, die nach Arnoldsmühle an der Weistritz, wo Schuler stand, vorrücken sollten; am späten Abend erhielt er die Nachricht, daß die Russen von Breslau abmarschiert seien. Angeblich soll der russische General infolge eines unglücklichen Mißverständnisses nach Jordansmühl (im Kreise Nimptsch) gezogen sein. Schuler war somit auf sich allein angewiesen.

Am Morgen des 31. Mai rückte der Feind in vier Kolonnen heran. Der rechte Flügel der Franzosen zog nach Malkwitz, um dem linken preußischen Flügel in die Flanke zu fallen. Schuler erkannte die Gefahr und beschloß, an die Lohe zurückzugehen, um sich den Rückzug auf Breslau und die Verbindung mit der Hauptarmee nicht abschneiden zu lassen. Gedeckt von der Reiterei, die sich auf das rechte Weistritzufer zurückgezogen hatte, und von freiwilligen Jägern, die ein wirksames Feuer gegen die französischen Vorposten eröffneten, trat Schuler mit seinem Korps einen wohlgeordneten Rückzug an und nahm eine neue Stellung an der Lohe ein. Bald stand der Feind an der Weistritz. An mehreren Stellen durchwateten die Franzosen das Flüßchen, eine Brücke wurde



Die Schreckensnacht in Neukirch (31. Mai 1813)
Nach einem alten Stiche

geschlagen, und bald rückte ihre Hauptmacht auf der Straße von Arnoldsmühle gegen Neukirch vor. Preußische Scharfschützen hatten das Dorf besetzt und empfingen die Franzosen mit lebhaftem Gewehrfeuer. Doch sie mußten sich schließlich auf die Hauptstellung zurückziehen. Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe hielten die Preußen den Loheübergang besetzt. Vier Kanonen und Haubitzen flankierten die Brücke, und zwei Reservebataillone unter dem Befehl der Majore von Bornstädt und von Stengel erwarteten den Feind. Ein heftiger Artilleriekampf, der auch das Dorf stark in Mitleidenschaft zog, setzte ein, gefolgt von einem langanhaltenden Kleingewehrfeuer, das wiederum ein von den Franzosen unternommener Bajonettangriff ablöste.

General Schuler von Senden sah, daß er mit seiner Schar das Mögliche geleistet hatte. Er hatte die Franzosen den ganzen Tag wirksam zurückgehalten und hatte verhindert, daß der Feind sich noch am selben Abend der Stadt bemächtigte, die in diesem Falle wahrscheinlich ein furchtbares Schicksal gehabt hätte. Die Stellung noch am folgenden Tage zu behaupten, schien unmöglich. Daher gab Schuler den Befehl zum Rückzuge, der in musterhafter Ordnung bewerkstelligt wurde. Um die Stadt nicht feindlichen Angriffen auszusetzen, rückte Schuler nicht in die Stadt, zog vielmehr über den Schweidnitzer Anger bis zu dem östlich gelegenen Dörfchen Rothkretscham, von wo er sich am nächsten Tage nach Ohlau zurückzog und die Vereinigung mit der Hauptarmee bewerkstelligte.

Bis gegen Morgen brannte Neukirch; das Dominium, vier Bauernhöfe und elf Gärtnerhäuser wurden zerstört, und viele verwundete Franzosen fanden dabei ein schreckliches Ende. In dem brennenden Kretscham sollen allein gegen 200 von ihnen umgekommen sein. Die Franzosen hatten überhaupt sehr ansehnliche Verluste. Nach ihren eigenen Angaben waren ein General, ein Oberst und 800 Mann verwundet oder tot. Die Preußen verloren nur drei Offiziere und 120 Mann.

Mochten die Franzosen nun die Zahl der preußischen Truppen überschätzen, oder schien ihnen die Plünderung des Dorfes vorteilhafter als die Verfolgung, jedenfalls blieben sie in Neukirch.

1500 Schafe, 18 Kühe wurden von ihnen hier mit Beschlag belegt. Das altehrwürdige Kirchlein wurde erbrochen. Die kirchlichen Geräte wurden geraubt, Meßgewänder zerrissen, die Opferkästen geleert, ja, selbst vor dem Tabernakel machten die Plünderer nicht Halt!

Wenn die armen Dorfbewohner hofften, von ihren Peinigern am nächsten Tage befreit zu werden, so täuschten sie sich; denn immer neue Truppen zogen durchs Dorf, plündernd und raubend. Wegen eines Trunkes Milch, den ein alter Bauer einem Franzosen verweigerte, zündete ihm dieser das Haus über dem Kopfe an. Drei Bauernhöfe und fünf Gärtnerstellen wurden dabei mit vernichtet.

Am 11. Juni 1813 verließen endlich die letzten Franzosen das Dorf. Ueber 300 000 Mark betrug der Schaden, den die noch nicht zweiwöchentliche Schreckensherrschaft in dem Dörfchen angerichtet hatte. Karl Obst

Funde

Fund im Guteborner Schlosse. Bei den Bauarbeiten die gegenwärtig im Schlosse zu Guteborn vorgenommen werden, ist ein interessanter, kunsthistorisch wertvoller Fund gemacht worden. Eine große Steinplatte wurde im Schloßhofe gehoben, die auf der Unterseite ein großes Relief trägt, die biblische Erzählung „Das Urteil Salomons" (1. Buch der Könige, 3. Kapitel) darstellend. Bis auf einige geringe Beschädigungen sind die Gestalten sehr gut erhalten und plastisch vorzüglich herausgearbeitet. Ueber die Herkunft des Kunstwerkes besteht



Die neuen Realanstalten in Görlitz

folgende Vermutung: Aus der Chronik von Dobrilugk geht hervor, daß der dortige Besitzer im Jahre 1572 den Guteborner Besitz gekauft hat. Aus der Kirche zu Dobrilugk hat der Besitzer wahrscheinlich wertvolle Steine zur Pflasterung und zum Bau seines Schlosses verwendet. Es liegt die Vermutung nahe, daß auf dem Schloßgrundstück noch mancher wertvoller Schatz verborgen liegt, ist doch überhaupt die Oberlausitz infolge ihres Zusammenhangs mit dem Bistum Meißen alter kulturhistorischer Boden. G. P.

Bauten

Die neuen Realanstalten in Görlitz. Görlitz, die Stadt der Gärten und der Schulen, ist in den letzten Wochen abermals um einen modernen Schulpalast bereichert worden, der in der Provinz kaum seinesgleichen hat: das Real-Gymnasium und die Ober-Realschule, die bisher ihr Heim in der inneren Stadt auf der Elisabethstraße hatten, haben in der neuen Südstadt eine neue Heimstätte bezogen, die in der Anlage, Ausführung und Einrichtung allen Wünschen der Lehrer und Schüler nachgekommen ist. Hell leuchten die im frischen Putz dastehenden Mauern und die das Gesamtbild beherrschenden, roten Dachflächen gegen den Himmel; hell schauen die Fenster mit dem weißen Rahmenwerk ins Land hinaus. Auch wenn der Schulpalast umbaut sein wird, wird er nicht den Eindruck einer finsteren Zwingburg des Geistes machen. (Das oben wiedergegebene Bild wurde uns in entgegenkommender Weise von dem Verlage des „Neuen Görlitzer Anzeigers" zur Verfügung gestellt.)

Die Grundbedingungen für die Anlage und den Bau der Schulen waren: durch Verwendung tadelloser Materialien, bei praktischer Raumausnutzung relativ möglichst billig und ohne große Unterhaltungskosten zu bauen, in hygienischer Beziehung das Möglichste zu erreichen, in ästhetischer Beziehung einen wirkungsvollen Gesamteindruck zu erzielen und für alle Lehrfächer praktische und geeignete Lehrräume zu schaffen.

Die den Schaffenden gesteckten Ziele sind in jeder Beziehung erreicht worden. Das gilt sowohl von der Gruppierung der Klassen, wie von ihrer Einrichtung. Klar liegt das Real-Gymnasium an der einen und die Ober-Realschule an der anderen Straße des Eckbauplatzes. Diagonal hinein schiebt sich, beide trennend, der Turnhallen- und Aulabau, der von beiden Schulen benutzt werden kann. Die Turn- und Spielhöfe liegen hinter dem Gebäude in einem langen Zuge und bilden einen zusammenhängenden Komplex, der vor Straßenstaub, Wind und zu scharfer Sonne geschützt ist. Für die Lage der einzelnen Räume war die Erwägung maßgebend, daß die Klassenzimmer, 21 in jeder Schule, als die wichtigsten Räume, den besten Platz erhalten mußten, also in beiden Obergeschossen und zugleich so, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen möglichst intensiv ist. Den Hauptteil des Erdgeschosses nehmen die Direktoren-, Konferenz-, Sprech-, Seminar- und Aerzte-Zimmer, sowie die Räume für die Lehrer- und Schülerbibliotheken ein. Dem naturwissenschaftlichen Unterricht dienen in jeder Schule 10 mustergültig eingerichtete Räume, deren Ausstattung allein 60 000 Mark gekostet hat, sowie zwei Sternwarten auf den Dächern.

Ein idealer Raum ist die große Aula. Die tragenden Eisenbetonpfeiler steigen zwischen den Fenstern sichtbar auf und halten die starken Bögen und diese wiederum die dazwischen gespannten Eisenbetondecken. Das Ganze ist in bronzegelbem Ton gehalten, und nur die tragenden Balken sind durch ornamentale Malerei herausgehoben. Die satten Farben, sowie die Sprache des Lichtes als eines der wunderbarsten Ausdrucksmittel der Architektur, geben der Aula ihr würdiges Aussehen ohne jeden Stuck oder ähnliche Verzierungen.

Auch die äußeren Fassaden sind gediegen, wenn auch einfach gehalten. Einen Unterschied zwischen Straßen- und Hoffront gibt es nicht. Beide Fronten sind mit gleicher Liebe und mit demselben Material ausgestattet. Durch die Wucht der Massen, die harmonisch-feine Durchbildung der Formen und die schlichte Farbenunterbrechung der Fassaden nähert sich der Doppelbau den alten Prachtbauten früherer Zeit. Die Haupteingänge an den Straßen sind mit reicher gebildeten Säulen und Pfeilern ausgestattet und zwar aus festem, echten Granit gemeißelt. Besonders darf man eine große, dreiseitig mit den markantesten Daten deutscher Geschichte und Kultur geschmückte Säule wohl als ein Kabinettstück gediegenster Bildhauerkunst ansprechen. Das Modell hierzu fertigte der bekannte Dresdener Bildhauer Groß, Professor an der Kunstgewerbeschule. An den Hofeingängen stehen Betonpfeiler und Bögen, mit dauerhaftem Kupfer abgedeckt.

Das Projekt für den Umbau ist von Stadtbaurat Dr.-Ing. Küster und Stadtbauinspektor Labes ausgearbeitet worden, die verschiedene, bei dem öffentlichen Wettbewerb zutage getretene Baugedanken benutzten. Die Baukosten belaufen sich auf 1110000 Mark, ausschließlich des Grundstückes.

Eingeweiht wurde der stolze Bau am 5. April in Anwesenheit des Geh. Regierungs- und Provinzialschulrats Dr. Holfeld, sowie der städtischen Verwaltungs- und Zivilbehörden. P. Hencke.

Einweihungen

Heim des Breslauer Lehrervereins. Dem an 700 Mitglieder zählenden Breslauer Lehrerverein sind zahlreiche Abteilungen angegliedert: die Pädagogische, die Schulpolitische Abteilung, die Rektorenvereinigung, die Pressekommission, die Jugendschutzkommission, die Psychologische Arbeitsgemeinschaft, die Arbeitsgemeinschaft für Volkswirtschaftslehre, der Wirtschaftsausschuß, der Festausschuß und der Familienbeirat. Sie alle litten lange Jahre hindurch unter dem Mangel geeigneter Lokale. Dank dem Entgegenkommen der Stadt wurde nun dem Verein in den Räumen des „Goldenen Zepters" auf der Schmiedebrücke ein Heim geschaffen. Durch Zusammenlegen mehrerer Zimmer ist im 2. Stock ein Vortragssaal entstanden, der ca. 150 Personen Platz gewährt. Sehr zweckmäßig eingerichtet ist ein Lesezimmer mit der daranstoßenden Bücherei der Literarischen Abteilung. Am 30. April fand die offizielle Einweihung des Heims statt, nachdem schon vorher durch eine Sitzung der Literarischen Abteilung, die sich mit der Dichtung der Freiheitskriege beschäftigte, die Arbeit an der neuen Stätte aufgenommen worden war. Den Weihespruch sprach Rektor W. Köhler, der später noch ein prächtiges Gedicht „Der goldene Zepter" vortrug. Die Weiherede hielt Lehrer Blech, der einen Abriß der Vereinsgeschichte bot. Gewissermaßen als Hauswirt sprach Stadtrat Birke. Für den geschäftsführenden Ausschuß des Schlesischen Lehrervereins fand warme Worte Rektor Kapuste, der in geistvoller Weise seine Wünsche an die im Saale befindlichen Bilder anknüpfte. Namens der Stadtschulinspektoren weihte Stadtschulinspektor Kionka seine Worte den Idealen des Lehrerstandes, und Hauptlehrer Bartsch spürte den Wurzeln dieses Idealismus nach. Stadtrat Wagner widmete ein Hoch den beiden neuen Vertretern der Lehrerschaft in der Schuldeputation, Hauptlehrer Bartsch und Rektor Kneier. Den langen Reigen der Reden schloß Rektor Haenisch, der sein Glas dem Vorsitzenden des Vereins und den drei Schulinspektoren weihte.

Heim der Alten Breslauer Burschenschaft der Raczeks. Im Oktober 1911 hatten die im Bund der alten Raczeks, E. V. zu Breslau, vereinigten alten Herren der Alten Breslauer Burschenschaft der Raczeks das im Villenstil erbaute Haus Herzogstraße 2, in der Nähe des Gneisenauplatzes, käuflich erworben. Nachdem die Mietsverträge abgelaufen waren, wurde der Umbau im Oktober v. Js. den Architekten Gebr. Geisheim übertragen. Der nach der Oder gelegene Garten gab an der Ostseite die Möglichkeit für den Anbau einer massiven, geräumigen Halle, die mit ihrer schönen Aussicht auf Oder und Sandinsel der bevorzugte Aufenthaltsort besonders an warmen Sommertagen sein dürfte. Nach der Straße zu schließt sich ein neu geschaffener Aufgang an, dessen Eingangstor das in Sandstein gemeißelte Raczekwappen krönt, während nach innen zu der in den Burschenschafterfarben schwarz, rot und gold gehaltene, große Kneipsaal mit der Halle durch Schiebetüren in direkter Verbindung steht. Eine Erweiterung findet dieser Saal noch durch das etwas höher gelegene Turmzimmer, das bei passender Gelegenheit leicht in einen Bühnenraum verwandelt werden kann. Die vom Eingange aus zugängliche, mit einem Kamin ausgestattete Diele führt zu den Arbeitsräumen der Chargierten, dem Konventszimmer und den Küchenräumen. Die Uebergabe des neuen Raczekheims an die aktive Burschenschaft fand am 19. April statt. Zahlreiche alte Herren, auch von weither, hatten sich eingefunden. Der Vorsitzende des Hausbauvereins, Rechtsanwalt Tietz, dessen tatkräftigem und hoffnungsfreudigem Vorgehen der schnelle Erwerb und die Ausgestaltung des Hauses besonders zu danken sind, gab auf dem Festkonvent einen Ueberblick über den Gang des Umbaues und übergab zum Schluß dem Sprecher der Aktiven den Schlüssel des Hauses. An den Festkonvent schloß sich ein von dem Vorsitzenden und vier Chargierten geleiteter Festkommers an, bei dem der Vorsitzende auf Kaiser und Reich, das älteste anwesende Semester, Geh. Reg.-Rat Dr. W. Richter, auf die Burschenschaft und Professor Bessel auf die alte Treue Trinksprüche ausbrachten.

Verkehr

Inbetriebnahme zweier Abschnitte der Strecke Breslau—Glogau. Der Ausbau der Strecke Breslau-Glogau ist soweit fortgeschritten, daß mit dem 1. Mai wieder zwei kleinere Teilstrecken in den zweigleisigen Betrieb einbezogen werden konnten. Es sind dies die Streckenabschnitte Kniegnitz—Dyhernfurth und Kunzendorf—Steinau. Das zweite Gleis ist nun auf der ganzen Strecke mit Ausnahme des Abschnittes Steinau—Raudten, auf dem die Arbeiten für die Umlegung der Strecke von Culmikau und für die Umgestaltung des Bahnhofs Raudten sehr umfangreiche sind, und des Abschnittes Schrepau—Glogau, der mit den Glogauer Bahnhofsumbauten in engem Zusammenhange steht, im Betriebe.

Naturdenkmäler

Ein gefährdetes Naturdenkmal. Der sogenannte Spitzberg zwischen Nippern und Nimkau, Krs. Neumarkt, ist in seinem Fortbestehen bedroht. Der dünenartige Sand, dessen Schichtung an den angestochenen Stellen deutlich sichtbar ist, und der ein gutes Nutzmaterial liefert, wird in Menge abgefahren, und es ist zu befürchten, daß in absehbarer Zeit der ganze Hügel abgebaut sein wird. Es wäre dies im Sinne des Natur- und Heimatschutzes bedauerlich; denn die Landschaft würde damit nicht nur um einen für das Auge wohltuend wirkenden Punkt ärmer werden, sondern es würde mit ihm auch ein gutes Anschauungsobjekt für die Geologie des Odertales und ein Standort einiger für Schlesien ziemlich seltener Pflanzen schwinden. Hier hat z. B. die Kuhschelle (Pulsatilla pratensis) eine Zufluchtsstätte gefunden. Seltener schon sind einige Fingerkräuter: Potentilla arenaria, silesiaca und opaca. Zu den ziemlich seltenen Pflanzen der schlesischen Ebene dürfte die Mondraute (Botrychium Lunaria) gehören, die auch hier, wenn auch spärlich vorkommt. Gewiß wäre es bedauerlich, wenn diese für die Umgebung Breslaus und die schlesische Oderebene ziemlich seltenen Pflanzen wieder einer Ansiedlungsstätte beraubt würden. R. Nitschke

Aus der Sammelmappe

Brandkatastrophen in Goldberg vor 50 Jahren. Ein Tag schwerer Heimsuchung war der 29. April 1863 — ein Bußtag — für die Stadt Goldberg. Gegen 5½ Uhr nachmittags verkündeten die Glocken vom Turme ein „Stadtfeuer". Der größte Teil der Häuser war noch mit Schindeln gedeckt. Zum Ausbruch war das Feuer auf der Schmiedestraße im Hause des Bäckermeisters Römer, das sich jetzt in den Händen des Vorkosthändlers Sendler befindet, gekommen. Nach kaum zwei Stunden lag die ganze westliche Seite der Straße vom Obertor bis zum Kirchplatze, wo das massive Heyersche Haus dem Feuer Einhalt tat, in Asche. Da auch die Bewohner der gegenüberliegenden Seite in Gefahr schwebten, hatten sie die Wohnungen geräumt. Auf telegraphischem Wege war die Liegnitzer Feuerwehr zu Hilfe gerufen worden, die nach zwei Stunden eintraf, aber nur wenig ausrichten konnte. Glücklicherweise herrschte Windstille, wodurch weitere Schäden durch Flugfeuer verhindert wurden.

Schon nach kurzer Zeit wurde die Stadt von einem zweiten schweren Brandunglück heimgesucht.



phot. Reichel in Sagan

Der „Franzosenkirchhof" bei Sagan

Am Nachmittage des 8. Mai wurden die Bewohner aufs neue durch Feueralarm erschreckt. Dieses Mal war das Feuer auf der stehen gebliebenen Seite der Schmiedestraße in dem Hause des Webermeisters Hitzer, jetzt Frl. Beer gehörig, ausgebrochen. Bei dem starken Winde war die ganze Häuserreihe in kurzer Zeit ein Feuermeer. Durch Flugfeuer waren auch die Häuser der Kirchgasse in Brand geraten, und da dem Gotteshause Gefahr drohte, wurden einige Häuser mit hohem Brettergiebel und Schindelbedachung eingeschlagen. Außer der Liegnitzer Feuerwehr waren auch Spritzen aus dem Kreise, sowie den benachbarten Städten Schönau und Haynau herbeigeeilt. Leider hatte der Unglückstag auch ein Menschenleben gefordert; der Tuchmacher Mielchen wurde unter den Trümmern eines einstürzenden Giebels begraben. Zur Sicherung des geretteten Eigentums und zur Aufrechterhaltung der Ordnung war ein Militärkommando aus Liegnitz erschienen, das zwei Tage in der Stadt verblieb.

Durch die beiden Brände waren 140 Familien mit 464 Seelen obdachlos geworden, und der Schaden, ausschließlich der Häuser, wird mit 32 949 Mark berechnet. Da die Stadt schon in den Freiheitskriegen schwer gelitten hatte, auch der einst schwunghafte Betrieb der Tuchfabrikation zurückgegangen war, sahen sich die Bewohner gezwungen, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Auf einen Aufruf gingen im ganzen 34 207,93 Mark ein, darunter 900 Mark vom Könige Wilhelm I., 150 Mark vom Kronprinzen, 300 Mark vom Fürsten von Hohenzollern in Löwenberg und 180 Mark vom Fürstbischof Dr. Förster. Arlt

Der „Franzosenkirchhof" bei Sagan. Auch Sagan besitzt eine Erinnerungsstätte, die in unmittelbaren Beziehungen zu den Ereignissen des Jahres 1813 steht. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, inmitten der dem Herzog von Sagan gehörigen Waldungen, liegt der sogenannte „Franzosenkirchhof". Die Reste der Napoleonischen Armee berührten auch zum Teil Sagan, und hier fielen ungefähr vierzig französische Soldaten dem unter ihnen grassierenden Nervenfieber zum Opfer. Der damalige Herzog von Sagan und Valencay stellte in seinen Waldungen den Platz für ein Grab zur Verfügung, in welchem die Toten gemeinsam bestattet wurden, und die Stadt setzte ihnen einen Stein, der Kunde gab von dem Schicksal der unter ihm Ruhenden. Der Stein verwitterte, das Grab überwucherte.

Da ließ 1908 der damalige Verweser des Herzogtums Sagan, Graf von Hatzfeldt, die Stätte neu herrichten. Der Grabhügel zeigt die Form eines Rechteckes bei ungefähr 15 Meter Länge und 4 Meter Breite, ist mit Steinen eingefaßt und mit Nadelbäumchen, Heidekraut und vielen, vielen Waldblumen bewachsen. Um den Hügel zieht sich ein schmaler, mit weißem Kies bestreuter Weg, der wiederum mit einer von verschiedenerlei Nadelhölzern bestandenen Einfassung umgrenzt wird. Das Ganze ist mit einem Zaun umzogen.

Anstelle des alten Grabsteins erhebt sich jetzt ein Monument, das einen 1 Meter hohen Steinsockel zeigt, auf welchem ein Marmorkreuz mit der Jahreszahl 1813 ruht. In die Vorderseite des Blockes ist eine Tafel mit der französischen Inschrift eingelassen: Ala Mémoire des soldat français morts en terre allemande, ce monument est piensement érigé par le petit-fils du Maredal de Castelaue Conte Bonifaue de Hatzfeldt 27. April 1908. Die Rückseite des Blockes zeigt folgenden deutschen Text: „Den hier auf dem Rückzuge aus Rußland am Nervenfieber gestorbenen Soldaten der großen Napoleonischen Armee in frommer Erinnerung gewidmet. 1908. Wanderer bete für sie." Die Herzogliche Forstverwaltung Sagan läßt sich die Pflege des Grabes sehr angelegen sein, und keiner der Besucher wird sich dem Banne entziehen können, den diese Grabstätte in ihrer weihevollen Einsamkeit auf das Gemüt ausübt. Fritz Reichel

Persönliches

Geheimer Justizrat Dr. **Johann Albert Wieczorek** in Groß-Wartenberg feierte am 12. April sein 50jähriges Doktor- und Juristenjubiläum. Der Jubilar, der in Groß-Wartenberg 1837 geboren wurde, war dort von 1869

bis 1872 Kreisrichter und späterhin als Rechtsanwalt und Notar tätig. Von 1874 bis 1904 war er nebenamtlich Syndikus und zweiter Direktor der Breslau-Warschauer Eisenbahn, von 1879 bis 1894 außerdem Ortsschulinspektor. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm noch andere Ehrenämter in Stadt und Kreis. So war er mehrere Jahre Stadtverordnetenvorsteher und ist seit 1891 Beigeordneter. Von demselben Jahre ab gehört er auch dem Verwaltungsrat der Kreissparkasse an, und noch heut ist er Vorstandsmitglied der Anwaltskammer in Breslau. 1892 erhielt er den Justizratstitel. Anläßlich seines 70. Geburtstages 1907 verlieh ihm seine Vaterstadt das Ehrenbürgerrecht, 1910 wurde er zum Geheimen Justizrat ernannt.

Landesältester **Gustav von Ruffer** auf Kokoschütz und Tinz ist am 15. April im Alter von 67 Jahren gestorben. Herr von Ruffer hat als Reserveoffizier des Leib-Kürassier-Regiments Nr. 1 den deutsch-französischen Krieg mitgemacht, in dem er sich bei einem Erkundungsritt nach Epinal am 18. und 19. August das Eiserne Kreuz 2. Klasse erwarb. Große Verdienste hat er sich um die schlesische Pferdezucht erworben. Länger als 30 Jahre, von 1874 bis 1905, hat er das Amt des Generalsekretärs des Schlesischen Rennvereins bekleidet. Als er im Jahre 1905 sein Amt niederlegte, ehrte ihn der Verein durch Ueberreichung einer künstlerisch ausgestatteten Truhe mit Bildern von der alten Scheitniger Bahn. Bereits im Jahre 1897 hatten ihm die schlesischen Vollblutzüchter zur Erinnerung an seine 25 jährige Tätigkeit als Generalsekretär eine Truhe mit Photographien der größeren schlesischen Gestüte überreicht. Nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, war er Mitglied des engeren Vorstandes und des Großen Ausschusses des Vereins.

Johann Lehnigk aus Trebendorf, einer der letzten Dudelsackpfeifer, ist am 22. April nach kurzem Krankenlager im Alter von 65 Jahren gestorben. Mit seinem Dudelsack durchwanderte er nicht nur die Ober- und Niederlausitz, sondern auch in Berlin, Breslau, Dresden, Leipzig und anderen Großstädten ließ er sich mit seiner wendischen Musik hören. Mit ihm ist ein weit bekanntes Original dahingegangen. Nur in Schleife leben noch zwei Dudelsackpfeifer, Lauko und Bohla.

Vor 125 Jahren, am 17. Mai 1788, starb in Preßburg der bedeutende Pädagoge **Johann von Felbiger**. Geboren 1724 in Groß-Glogau, studierte er in Breslau Theologie, trat 1746 in das Stift der Augustiner-Chorherren in Sagan ein und wurde hier 1758 Prälat und Abt des Klosters. Er reformierte erst die Saganer, dann alle Schulen seines Sprengels nach dem Muster der Realschule Heckers in Berlin. Im Auftrage der Regierung verfaßte er das „General-Landschul-Reglement für die Römisch-Katholischen in Städten und Dörfern des souveränen Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz“ und sorgte eifrig für dessen Durchführung. 1774 wurde er nach Oesterreich berufen, um auch dort die Neueinrichtung des Volksschulwesens durchzuführen. 1778 wurde er zum Oberdirektor des gesamten Normalschulwesens in den österreichischen Erblanden ernannt. 1782 wurde er auf die Propstei Preßburg verwiesen. M.

Am 24. Mai vollendete der Wirkliche Geheime Rat, Professor **Paul Laband** in Straßburg sein 75. Lebensjahr. 1838 als Sohn eines Arztes in Breslau geboren, studierte er Rechts- und Staatswissenschaften in Breslau, Heidelberg und Berlin und wurde 1861 Privatdozent in Heidelberg. 1864 folgte er einem Rufe nach Königsberg, 1872 nach Straßburg und wurde 1880 zum Mitglied des Staatsrats von Elsaß-Lothringen ernannt. Seit 1886 gab er das „Archiv für öffentliches Recht“ und die „Deutsche Juristenzeitung“ heraus, von 1865 bis 1900 die „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht“. Er schrieb u. a.: „Magdeburg-Breslauer systematisches Schöffenrecht“, „Das Staatsrecht des Deutschen Reichs“. Er hat den Charakter als Wirkl. Geheimrat mit dem Titel Exzellenz.

Kleine Chronik

April

17. Das historische Wirtshaus in dem vor kurzem von der Stadt Breslau erworbenen und nunmehr renovierten „Goldenen Zepter“ auf der Schmiedebrücke wird durch einen Ratsherrntrunk eingeweiht.

23. Der mit 4500 Zentnern Staubkohle beladene Kahn des Schiffseigners Drost aus Tschirne sinkt an der Glogauer Stromoderbrücke, was eine bedeutende Verkehrsstockung zur Folge hat.

23. Der 61 Vereine mit 3688 Mitgliedern umfassende Schlesische Gastwirtsverband hält in der festlich geschmückten Stadt Jauer seinen 22. Zonentag ab.

23. An diesem und dem folgenden Tage weilt in Breslau der Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder.

27. Die ersten Jungdeutschlandmannschaften, vertreten durch die Ortsgruppen Briesnitz, Frankenstein und Silberberg, statten dem von Kaiser Wilhelm den Schlesischen Jugendvereinen geschenkten Fort Spitzberg bei Silberberg einen Besuch ab.

27. Die Schmiedeberger Schützengilde feiert durch einen stattlichen Festzug die Einweihung ihres neuerbauten Schützenhauses.

27. Der Großherzog von Sachsen-Weimar kommt zur Birkhahnbalz nach Primkenau.

27. In Klitschdorf bei Bunzlau fallen 12 Morgen Wald dem Feuer zum Opfer.

Mai

1. Ein Waldbrand vernichtet 5 Morgen Forst in der Nähe des Restaurants „Zur Buche“ bei Schmiedeberg.

2. Die Clarenmühle I in Breslau wird zum Teil durch ein großes Schadenfeuer zerstört.

3. Im Breslauer Konzerthause wird ein Alter-Herren-Kommers der im Kösener S.-C. vereinigten deutschen Korps abgehalten.

4. In Muskau wird ein evangelisches Gemeindehaus eingeweiht.

Die Toten

April

17. Herr Oberst a. D. Emil Maschke, 80 J., Breslau.
Herr Amtsgerichtsrat a. D. Maximilian Kreyher, 80 J., Jauer.

19. Herr Major z. D. Achilles von Zerboni di Sposetti, Breslau.

20. Herr Güterdirektor a. D. Theodor Scholtz, 78 J., Breslau.

22. Herr Redakteur Martin Czech, 53 J., Breslau.

23. Herr Landgerichtsrat a. D., Geh. Justizrat Julius Wendriner, Görlitz.

24. Herr Fabrikbesitzer Oswald Kroker, Haynau.
Herr Oberlandesgerichts-Senatspräsident Johannes Herdermanns, 57 J., Breslau.

25. Herr Redakteur Arthur Jackisch, 37 J., Breslau.

26. Herr Rittmeister d. R. a. D. Karl Müller-Kranefeldt, Breslau.

29. Herr Stadtältester, Rentier Heinrich Noelte, Ohlau.

30. Herr Hauptmann a. D. Max von Mosch, Brieg.

Mai

1. Herr Königlicher Kammerherr, Majoratsherr Dipold Freiherr von Köckritz und Friedland, Mondschütz.
Herr Strommeister Mottlau, Breslau.

2. Herr Buchdruckereibesitzer Hugo Ziehlke, 79 J., Guhrau.

3. Herr Rektor Rudolf Klose, 54 J., Breslau.
Herr Oberstleutnant a. D. Max von Rosen, Warmbrunn.
Herr Dr. Hugo Roßbach, Scheibe bei Glatz.

4. Herr Pastor em. Friedrich Biehler, 77 J., Breslau.

5. Herr Landgerichtsdirektor Aloys Zimmermann, 57 J., Neisse.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (16. Fortsetzung)

„Der Oberschichtmeister gibt mir soviel, wie mir zukommt, und damit ist die Sache in Ordnung. Was der tut, ist richtig und so sicher wie das Amen in der Kirche!"

So äußerte sich Woytylak auf die wiederholten Fragen Gasdas.

Aber Gasda machte sich seine Gedanken. Er wußte ja aus dem gefundenen Briefe, wie schlecht es um die Privatverhältnisse Kornkes stand! Wer in Schulden sitzt, der vergreift sich auch an fremdem Gelde, besonders wenn es ihm in so blinder Vertrauensseligkeit überlassen wird.

Aber Gasda schwieg; denn ihm kam der Gedanke, auch für sich selbst Vorteile zu erzielen, indem er sich mehr und mehr über die Vermögensverhältnisse Woytylaks und dessen Beziehungen zu Kornke unterrichtete.

Es war an einem der ersten Tage des Juli. Woytylak hatte den Oberschichtmeister in seiner Kanzlei aufsuchen wollen, um sich von ihm Geld geben zu lassen. Sein Schwiegersohn hatte eine Kunstschlosserei in Gleiwitz gekauft, auf die er eine Anzahlung von zehntausend Mark machen mußte. Um sich diese Summe von seinem Vermögen geben zu lassen, war Wytylak zu Kornke gegangen.

Gasda erwartete mit Spannung seine Rückkehr. Wenn Kornke die zehntausend Mark anstandslos auszahlte, dann war sein Verdacht unbegründet.

Erst gegen Mittag kam Woytylak zurück. Er hatte in seinem Aerger unterwegs einen starken Frühschoppen gehalten und war ebenso krakehlig wie redselig. Wütend warf er seinen Hut zur Erde, als er das Zimmer betrat, in welchem Gasda arbeitete, und rief:

„Psakrew"!*) Was ist das für eine verdammte Wirtschaft, wenn man Vermögen hat und kann darüber nicht verfügen! Was habe ich von dem Gelde, das mir gehört, wenn ich es nicht in die Hände kriegen kann? Da soll doch der Teufel dreinschlagen!"

Woytylak tobte eine Zeitlang, und Gasda störte ihn nicht. Er wußte ja, der alte Schmiedemeister würde alles in seiner Redseligkeit von selbst erzählen.

So kam es auch.

Gasda erfuhr, Kornke habe erklärt, vorläufig nicht zahlen zu können. Das Geld sei in Staatspapieren angelegt, und diese seien außer Kurs gesetzt. Erst nach der Wiederinkurssetzung könne er die Papiere verkaufen; darüber aber würden mindestens vierzehn Tage vergehen. . .

Die Bureaus der Schichtmeisterei wurden abends um sieben Uhr geschlossen. Länger als sonst hatte Kornke noch in seiner Privatkanzlei gearbeitet. Hatte er doch jetzt mehr als sonst zu tun, um wenigstens einen Schein von Ordnung in seine Bücher und Kassenverhältnisse hineinzubringen. Er mußte dafür sorgen, daß die Kassendefekte nicht sofort entdeckt wurden, und daß man geduldig auf seine Rückkehr wartete und erst Verdacht schöpfte, wenn es ihm gelungen war, drei Wochen Vorsprung zu gewinnen.

Erst nach geraumer Zeit schritt Kornke seiner Wohnung zu und beabsichtigte, dort einen Brief an Frau und Tochter zu schreiben. Als er den Beamtenhäusern der Kolonie zuschritt, sah er auf einem Fußwege Gasda daherkommen. Kornke erwiderte seinen Gruß und fragte:

„Nun, wie geht es Ihnen, Gasda?"

Gasda bog ohne weiteres von seinem Wege ab und neben dem Oberschichtmeister herschreitend, antwortete er:

„Vorläufig habe ich ja ein Unterkommen gefunden. Mit dem Bergrat war es nichts! Ich habe deshalb die Stellung bei Woytylak angenommen; das wird Ihnen ja wohl bekannt sein!"

Kornke betrachtete seinen ehemaligen Untergebenen mit einigem Erstaunen. Die Art und Weise, wie er sprach, war so grundverschieden von seinem früheren Verhalten. Auch das Gesicht Gasdas sah ganz anders aus als sonst. Seine Augen blickten höhnisch. Es wäre Kornke sehr angenehm gewesen, wenn Gasda ihm seine Begleitung erspart hätte; aber dieser schien sich im Gegenteil auf eine längere Begleitung einzurichten und begann von selbst:

„Das bei Woytylak ist ja auch nicht von Dauer. Ich habe eine andere Idee. Ich möchte Lieferungen für Bergwerke übernehmen. Mit Hilfe der persönlichen Bekanntschaften, die ich nicht nur hier, sondern im ganzen Industriebezirk habe, würde es mir schon gelingen, Lieferungen für Schmieröl und Leder, Maschinen, und Transmissionsriemen zu erhalten. Dabei wird eine Menge Geld verdient."

*) Psakrew! Hundeblut! Der landläufigste Fluch des Polen, ähnlich gebraucht wie das „goddam" des Engländers.

„O ja!“ entgegnete Kornke. „Es gehört aber auch ein gewisses Kapital dazu.“

„Selbstverständlich,“ erklärte Gasda, „aber ich denke, mit zehntausend Mark könnte man schon etwas anfangen. Schließlich müßte ich ja auch nicht gerade hier das Geschäft machen; ich kann ja nach Rußland oder nach Oesterreich gehen!“

„O gewiß!“ erwiderte Kornke. „Wenn Sie Glück haben und sich rasch einführen, können Sie mit zehntausend Mark schon etwas ausrichten.“

„Es freut mich, daß Sie so verständig sind,“ sagte Gasda, „und ich hoffe, Sie werden mir die zehntausend Mark geben!“

Kornke blieb betroffen stehen und sah Gasda an.

„Ich muß annehmen, daß Sie um den Verstand gekommen sind,“ sagte Kornke, „oder daß Sie einen Witz machen wollen, den ich mir, Ihrem früheren Vorgesetzten, gegenüber, sehr unpassend finde. Ich glaube, mein ganzes Verhalten gegen Sie war ein derartiges, daß Sie sich Ihres jetzigen Benehmens schämen müßten.“

Gasda lachte unverschämt auf.

„Daß Sie mir die zehntausend Mark nicht ohne weiteres geben werden, ist ja selbstverständlich! Aber ich will Ihnen etwas sagen! Wo Holz gehauen wird, fallen Späne, und wenn einer Geld nimmt, kann schließlich auch ein anderer etwas abbekommen. Sie haben soviel Geld genommen, daß es Ihnen nicht darauf ankommen kann, mir auch zehntausend Mark abzugeben!“

In wenigen Minuten gewann Kornke die für den Augenblick verloren gegangene Fassung wieder. Er sagte sich, daß Gasda jedenfalls nur allgemeine Redensarten mache, da ja kein Mensch in das Geheimnis des Kassendefektes eingeweiht sei. Er sagte daher ruhig:

„Es wäre besser, Gasda, Sie gingen Ihrer Wege. Sie scheinen wieder betrunken zu sein, und ich habe nicht Lust, mir von Ihnen dergleichen Unsinn vorschwatzen zu lassen.“

Gasda blieb ruhig und erklärte:

„Herr Oberschichtmeister, ich will nur folgendes mitteilen. Alle Welt hält Sie für reich, Sie sind aber auf das tiefste verschuldet! Sie haben an der Börse spekuliert, Geld verloren, und sich an fremdem Gelde vergriffen. Der Beweis ist ein sehr einfacher. Sie verwalten das Geld des Schmiedemeisters Woytylak. Der Mann will von Ihnen zehntausend Mark haben, bekommt aber nichts heraus. Sie haben das Geld unterschlagen; das sage ich Ihnen hiermit auf den Kopf. Wahrscheinlich werden Sie auch andere Gelder angegriffen haben; denn wer erst einmal stiehlt, stiehlt auch das zweite und dritte Mal. Noch weiß Woytylak nichts davon; wenn ich ihn indes ängstlich mache, so verlangt er sein Geld zurück, und es gibt einen Skandal. Von diesem Skandal wird auch die Gewerkschaft erfahren, und man wird sich Ihre Kassenführung genauer ansehen. Ich will Sie aber nicht ruinieren, ich will nur zu Gelde kommen. Geben Sie mir zehntausend Mark, und ich schweige. Ich gehe ins Ausland und werde Sie nicht mehr belästigen. Ich will Sie nicht einmal drängen; ich weiß ja, Sie befinden sich in schwieriger Lage und müssen die zehntausend Mark auch erst borgen oder neu unterschlagen. Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit. Dann will ich aber das Geld bei Heller und Pfennig haben, oder es gibt ein Unglück! Spaßen Sie nicht mit mir, oder Sie sollen mich kennen lernen. Das wollte ich Ihnen ohne Zeugen sagen, und deshalb habe ich diese Gelegenheit wahrgenommen.“

Damit zog Gasda den Hut, machte eine höhnische Verbeugung und ließ Kornke allein weitergehen, während er den Weg zurückschritt . . .

Kornke kam in einem Zustande nach Hause, der an Unzurechnungsfähigkeit grenzte. Er schloß sich in sein Zimmer ein und durchlebte bis gegen Mitternacht qualvolle Stunden. Jetzt, nachdem alles zur Flucht fertig war, entstand ihm in diesem entsetzlichen Menschen ein Feind, der alle Pläne zu durchkreuzen drohte.

Was wußte Gasda, und wieviel wußte er? Bisher hatte Kornke geglaubt, es gäbe keinen Mitwisser seines furchtbaren Geheimnisses, das ihn seit Jahren bedrückte, und jetzt tauchte neben ihm jemand auf, der das Geheimnis zu kennen schien, und der anscheinend entschlossen war, dasselbe rücksichtslos auszubeuten.

Was sollte er tun? Gab er Gasda Geld, so war das ein Eingeständnis seiner Schuld, und wie er Gasda kannte, blieb es nicht bei dieser einen Geldforderung. Auf die erste Forderung folgte eine immer höhere zweite und dritte. Gasda hatte ihm eine Frist von vierzehn Tagen gegeben! Nun, diese Zeit war ja eine Galgenfrist. Vorläufig beschloß er, zu schweigen und zu warten, ob Gasda mit der Veröffentlichung wirklicher Tatsachen drohen würde. Vielleicht war das, was er versucht hatte, nur ein Schreckschuß gewesen?

Und wenn es mehr war, dann half ihm ein Begütigen Gasdas auch nichts. Mit diesem Schufte paktieren wollte nicht. Ja, er war ein Dieb, das hatte ihm der Erbärmliche auf den Kopf zugesagt; aber er besaß doch noch soviel Ehrgefühl, daß er sich einen derartigen Schurken nicht zum Vertrauten machen wollte.

Noch eine andere Frage beschäftigte Kornke. Er wollte sich Plätze auf einem Dampfer nach

Amerika besorgen, sei es von Hamburg, sei es von Bremen aus. Er wollte natürlich unter falschem Namen reisen und die Beschaffung der Plätze nicht auf den letzten Augenblick verschieben. Wie aber sollte er, da er sich einen falschen Namen beilegen wollte, mit den Bureaus der Dampfergesellschaft in Verbindung treten? Schriftlich ging es auf keinen Fall . . .

Als die Sonne aufging, beleuchtete sie das Gesicht des auf seinem Stuhle vor dem Schreibtische Eingeschlafenen. Dieses Gesicht zeigte selbst jetzt im Zustande der Ruhe soviel Seelenqual, soviel Erschöpfung, daß es jeden mit Mitleid erfüllt hätte, der diesen Mann gesehen hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war am Tage nach dem dreisten Erpressungsversuche Gasdas. Woytylak hantierte im Schurzfell vor der Grubenschmiede und schimpfte auf die Gesellen, die ihm beim Gezäheschärfen nicht rasch genug arbeiteten. Zu den Diensten, welche der Grubenschmied für einen bestimmten Akkordlohn zu verrichten hat, gehört eben das Schärfen des Gezähes. Die Schneiden und Spitzen der Gußstahlbohrer, mit denen der Bergmann die Bohrlöcher für die Sprengschüsse in das Gestein oder die Kohlenwand stößt, müssen neu verstählt und geschärft werden, ebenso die wuchtigen, auf langen Stielen sitzenden Keilhauen.

Der Bergrat, welcher einen Inspektionsgang durch das Bergwerk machte, kam vorüber und rief den grüßenden Woytylak heran. Er ging mit ihm ein Stück beiseite, um ihn ungestört und ungehört sprechen zu können.

„Hören Sie einmal, Meister!" begann der Bergrat. „Ich will Ihnen da etwas privatim in Ihrem eigenen Interesse sagen. Sie haben Gasda angenommen, damit er Ihnen das Inventarium aufnehmen und die schriftlichen Arbeiten für die Uebergabe an Ihren Nachfolger besorge. Ich habe ja nun nichts dagegen, daß Gasda bei Ihnen ein Unterkommen gefunden hat; aber ich möchte Sie doch vor diesem Menschen eindringlich warnen. Es sind mir Dinge zu Ohren gekommen, die ein sehr schlechtes Licht auf ihn werfen. So hat er um die Hand der älteren Tochter des Steigers Siegner angehalten und ist abschlägig beschieden worden. Nun läuft Gasda umher und beschimpft und verleumdet die ganze Familie. Nehmen Sie sich vor dem Manne in acht. Lassen Sie ihn nicht zu weit in Ihre Privatverhältnisse hineinblicken; denn der Kerl ist zu allem fähig."

Der Bergrat besprach mit Woytylak dann noch einige Ausbesserungen an defekten Maschinenteilen und ging davon, den Meister in tiefem Sinnen zurücklassend. Woytylak ärgerte sich über Gasda und fühlte sich gewissermaßen mitschuldig, weil er ihm Unterkunft und Beschäftigung gewährt hatte. Er beschloß, dem verleumderischen Menschen am nächsten Morgen eine energische Standrede zu halten.

Er machte sich am nächsten Morgen in dem Zimmer zu schaffen, in welchem Gasda arbeitete, und suchte hier nach einem „Anfange" für seine Standrede.

Gasda bot ihm einen solchen selbst, indem er den Schmiedemeister fragte:

„Nun, wie steht es mit Ihrem Gelde? Wann wird der Herr Oberschichtmeister endlich daran denken, das Geld herauszurücken, das er von Ihnen hat?"

„Wissen Sie was?" antwortete Woytylak grob. „Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten und nicht um meine. Und wenn Sie glauben, daß Sie hier gegen Beamte auf dem Bergwerk Gemeinheiten verüben können, so werfe ich Sie hinaus! Mit einem solchen Lumpen will ich nichts zu tun haben!"

Nach dieser Rede verließ Woytylak das Zimmer, indem er zur Bekräftigung die Türe energisch zuwarf.

Gasda blieb verblüfft sitzen!

Was war das?

Wer hatte mit Woytylak gesprochen und ihn aufgehetzt?

„Gemeinheit, Beamten, Hinauswerfen!" wiederholte Gasda für sich.

Plötzlich ging ihm ein Licht auf.

Kornke war es gewesen! Das also war die Antwort auf seine neuliche Forderung. Gasda befiel eine wahre Wut gegen Kornke. Nach seiner Ueberzeugung hatte dieser den Hieb dadurch pariert, daß er Gasda bei Woytylak verdächtigte. Wie verteufelt schlau doch dieser Kornke war! War der Kerl nicht imstande, Gasda wirklich bei der Staatsanwaltschaft zu denunzieren, nur um ihn als Zeugen unglaubwürdig, um ihn verdächtig und unschädlich zu machen? O, dieser Schuft!

Gasda dachte sich in eine immer größer werdende Wut gegen Kornke hinein.

„Du oder ich!" sagte er schließlich halblaut, als Resultat stundenlangen Nachdenkens. „Du oder ich! Du willst mich unschädlich machen, Herr Oberschichtmeister! Nun, jetzt werde ich der Gewerkschaft in Breslau von deinen Schulden, deinen Börsenspekulationen, deiner Affäre mit Woytylak Mitteilung machen und den Leuten dringend raten, einmal deine Kasse gründlich zu revidieren. Den gefundenen Brief schicke ich mit nach Breslau, und dann wollen wir einmal sehen! Du oder ich!"

XIII.

„Achtung! Achtung!“ riefen die Beamten auf dem unmittelbar am Hafenkai gelegenen Lloyd-Bahnhofe in Bremerhaven. Der Extrazug von Bremen, der die Kajütenpassagiere brachte, rollte in den Bahnsteig hinein, und aus den Bahnwagen erster und zweiter Klasse stiegen, beladen mit Handgepäck, einige Hundert Passagiere mit ihren Begleitern, die den Angehörigen noch das letzte Geleit bis zum Schiffe geben wollten. Eine Kolonne von fünfzig uniformierten Gepäckträgern rasselte mit eisernen Karren den Perron entlang zu den Güterwagen, die an den Extrazug angehängt waren und das große Gepäck der Passagiere enthielten. Dieses Gepäck, immerhin noch in mehreren Waggonladungen bestehend, mußte abgeladen und auf dem kleinen Dampfer, der auf die Reede hinausfahren sollte, wieder aufgeladen werden. Das gab einen Aufenthalt von ungefähr einer halben Stunde, und die Passagiere, die dem Extrazug entstiegen waren, begaben sich in die gewaltige Lloydhalle, in welcher bei Ankunft und Abfahrt der großen Dampfer die Kajütenpassagiere Unterkunft finden.

An dem großen Büfett der Halle herrschte lebhaftes Gedränge. Noch einen kleinen Abschiedstrunk auf heimischem Boden wollten so und so viele der über das Meer Fahrenden tun. Auch gefrühstückt wurde hier und da; denn erst nach drei Stunden gab es auf dem Schiffe, wenn dasselbe in Fahrt war, die erste Mahlzeit, das Frühstück. Die Beamten des Norddeutschen Lloyd verteilten an die Passagiere des Schiffes die gedruckten Schiffslisten, welche in diesem Augenblicke ein sehr wichtiges Papier waren. Die elegant ausgestatteten, mit Bildern in Buntdruck versehenen Listen wurden von jedem Empfänger sorgfältig geprüft. Zuerst suchte er nach seinem eigenen Namen; dann aber versuchte er, aus der Liste der anderen Passagiere zu erfahren, was für Reisegesellschaft er haben würde.

„Da stehen auch Eure Namen,“ sagte Karl Siegner und wies auf die dicht untereinander stehenden Namen in der Liste der Kajütenpassagiere:

Bergverwalter Marxdorf,
Frau Emma Marxdorf, geb. Siegner.

Das junge Ehepaar lächelte matt. Es war doch ein eigentümliches Gefühl für sie, jetzt Abschied nehmen zu müssen vom heimischen Boden und von der Familie, als deren Vertreter sie Karl bis aufs Schiff brachte.

Wie rasch doch die Zeit verflogen war! Die Reise nach Dresden, die Zeit des Aufgebots, die Hochzeit, welcher Karl beigewohnt, und die erst vor 48 Stunden stattgefunden hatte. Das alles lag in der Vergangenheit, und in der Gegenwart lag die Stunde des Abschieds. Unruhe und Wehmut schwebten über der ganzen, großen Versammlung. Man sah in der Lloydhalle überall nervöse Gesichter, unruhig flackernde Augen, und nur die Stammgäste der Lloydfahrten, die zwischen Amerika und Europa ständig hin- und herfahren, und für die eine Fahrt von Buenos Ayres nach Bremerhaven und zurück durch die Macht der Gewohnheit nichts anderes geworden ist als für die gewöhnlichen Sterblichen eine größere Droschkenfahrt, bewahrten ihre Ruhe.

Hastig tranken Marxdorf und Karl noch ein Glas Rotwein zusammen, und auch Emma nippte an dem Glase. Es wurde immer und immer wieder angestoßen auf glückliche Fahrt, auf fröhliches Wiedersehen, auf guten Erfolg, und kaum war der Toast ausgebracht, so schienen die drei Menschen, die für sich allein in der großen, unruhigen Gesellschaft an einem Tische saßen, schon wieder vergessen zu haben, was sie eben gesprochen hatten. Wieder ergriff Karl oder Marxdorf das Glas, und „Auf fröhliches Wiedersehen!“ hieß es, „Auf glückliche Fahrt!“

„Die Herrschaften werden gebeten, sich zum Einsteigen fertig zu machen. Der Dampfer liegt unten am Kai. Er fährt in zehn Minuten ab!“

Das brachte neues Leben in die hundertköpfige Versammlung in der Lloydhalle. Die Aengstlichen ergriffen sofort ihr Handgepäck und eilten hinunter, um nur möglichst rasch die kurze Strecke von kaum fünfzig Schritt bis zum Dampfer zurückzulegen. Ein kleines, fünfjähriges Mädchen drückte die Puppe, die sie mit sich über das Weltmeer nahm, fester an sich. Ihr Bruder schleppte als wichtigstes Stück vom europäischen Boden einen großen Gummiball im Netze mit sich. Das Deck des am Kai liegenden Dampfers, des „Kehr wieder“, wie sein hoffnungsfroher Name lautet, ist mit dichten Stapeln von Koffern, Kasten, Kisten und Handgepäck besetzt. Das größere Gepäck liegt schon seit dem vorhergehenden Tage im Schiffsraume verstaut.

„Da wären wir!“ sagte Karl mit etwas gepreßter Stimme, als er mit Schwager und Schwester dicht unter der Kommandobrücke des Dampfers auf einer Bank Platz gefunden hatte.

Eine Viertelstunde später setzte sich der „Kehr wieder“ nach der Wesermündung zu in Bewegung. An einigen vor Anker liegenden Lloyddampfern vorüber glitt das Schiff die gelben, schlammigen Fluten der Weser entlang auf die „Aller“ zu, die weit draußen auf der Reede lag und zugleich mit der herausgehenden Flut, also kurz bevor die Ebbe eintrat, die große Sandbank in der Wesermündung passieren und die Reise nach Buenos Ayres antreten sollte.

(Fortsetzung folgt)

Kunst und Kunstpflege

REDAKTION CONRAD BUCHWALD

Gleiwitzer Eisenkunstgüsse

Von Dr. Kurt Bimler in Glogau

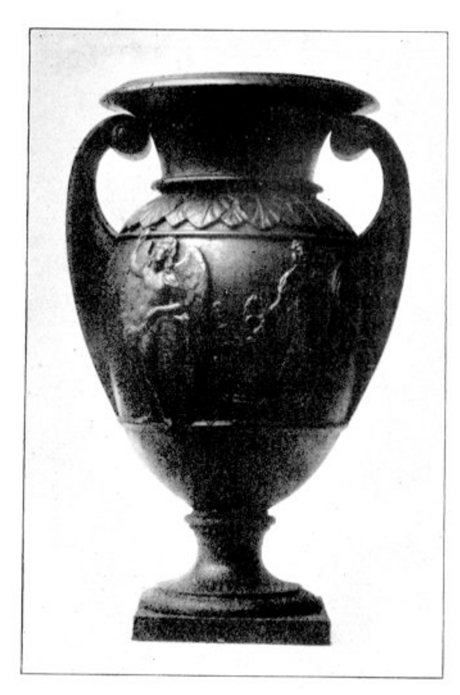
Es ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte des Kunstgewerbes, daß einer seiner bedeutsamsten Zweige, unmittelbar zusammenhängend mit der bildenden Kunst, nach einer raschen Entwickelung und einer noch kürzeren Blütezeit ebenso schnell wieder in völlige Vergessenheit versinkt. Das Jahrzehnt vor und die beiden Dezennien nach der Zeit, die mit ihrem Waffenschall um Herrschaft und Freiheit ringender Völker den politischen Mittelpunkt der Eisernen Kunstepoche bildet, liefern das Beste im Eisenkunstguß. Was an Gegenständen der Kunst schon vorher und noch nachher in Eisen gegossen wurde, gehört dem ersten Entwicklungsstadium oder einer in Umfang und Güte absterbenden Produktion an.

Diese Eisenplastik ist in ihrem Wesen und in ihrer höchsten Vollendung ein Erzeugnis preußischen Kunstschaffens. Der Bronzeguß war in Preußen erloschen. Das Bedürfnis nach einem volkstümlichen und zugleich haltbaren Kunsterzeugnis verlangte nach Betätigung, und es wuchs, als die ruhmreichen Siege der Befreiungsjahre eine Reihe populärer Heldengestalten hervorgebracht hatten, die durch die Kunst dem Volke nähergebracht werden mußten. In dem armen Ländchen wurde das Eisen zum Ersatz der Bronze. Stand nicht auch der kriegerischen Vormacht Deutschlands das Metall am nächsten, das in Preußenhänden zur wirksamsten Waffe geworden war. Darum überrascht es uns nicht, daß vom Preußen das ihm wesensverwandte Eisen zum stofflichen Teil einer heitern liebenswürdigen Kunst gemacht wurde, die über das grauschwarze, unscheinbare, gewöhnlich in so plumpen Formen auftretende Metall ihren Zauber ausgoß.



Uhrständer
Sammlung Macha in Beuthen

Das Wort Eisenplastik vermag in der Vorstellung des Nichtkenners kaum einen günstigen Eindruck auszulösen. Wir sehen tagtäglich zu viel rohen Eisenguß, als daß uns in den Sinn kommen könnte, es sollte in demselben kalten Eisen auch figürliche und ornamental-plastische Dinge geben, die so außerordentlich fein und rein in den Linien und Flächen waren und dazu schon in dieser



Vase
Sammlung Macha in Beuthen



Böhm in Tarnowitz
Sammlung Macha in Beuthen



Briefbeschwerer
Sammlung Macha in Beuthen



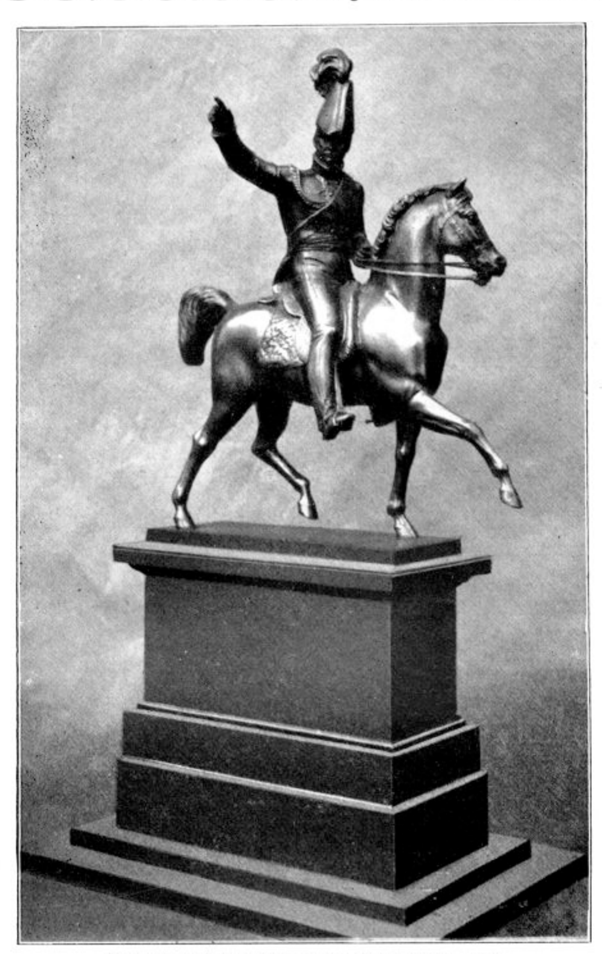
Vase
Sammlung Arbenz in Gleiwitz

vollendeten Schärfe die Gußform verließen, daß ein Nacharbeiten und Ziselieren fast unnötig war. Wie Filigranarbeiten erscheinen viele der zierlich durchbrochenen Hals- und Armbänder, Ohrringe, Broschen und Gürtelschnallen, wie aus Eisen mit unendlicher Sorgfalt geschnitten muten uns die Reliefs auf Plaketten und erhabenen Porträtmedaillons und die graziösen Figürchen an. Sogar metallisches Leben wußte man der toten, grautrüben Masse einzuhauchen. Ein dünn aufgetragener dunkler, doch durchsichtiger Lack sollte in erster Linie vor ansetzendem Rost schützen, der als grimmigster Feind bei allzuungünstigem Standort des Eisengusses, zumal in freier Luft, diesem trotz der Schutzdecke oft Vernichtung gebracht hat. Die meisten Sachen haben sich mit diesem Lack sehr schön erhalten, so daß der Einwand, der gegen die Lebensdauer des Eisens gemacht wird, bei einigermaßen günstiger Aufbewahrung hinfällig ist. Der ungehinderte Zutritt von Wind und Wetter zerstört die Oberfläche natürlich in nicht allzulanger Zeit.

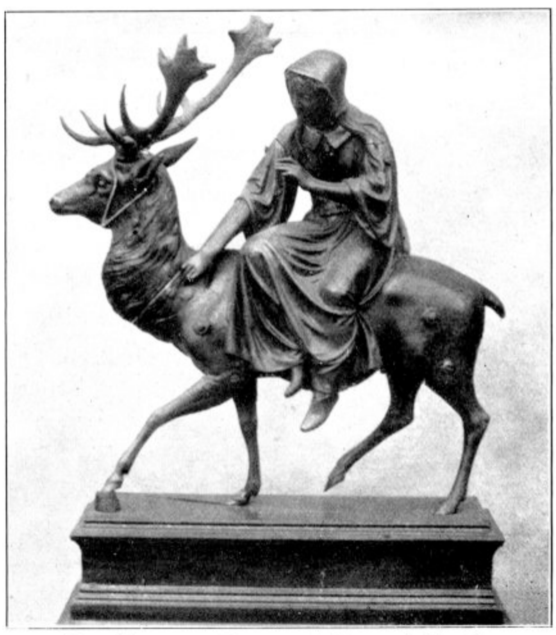


Vase
Sammlung Macha in Beuthen

Der Schutzlack sollte auch verschönen. Daß die natürliche Farbe des Eisens und dessen leicht oxydierende Eigenschaft sich nicht als Oberfläche eines Kunstwerkes eigneten, lag von vornherein nahe. Sie war einer Veredlung bedürftig. Andererseits sollte der Lack das Eisen nicht so vollständig verdecken, daß dieses überhaupt nicht merkbar war. Der Eindruck des Unwahren mußte vermieden werden. Unter einem sehr dünnen dunkelbraunen oder schwarzen Lacküberzug vermochte das damals stark schwefelhaltige und darum an vielen Stellen bronze- oder messingfarbene Eisen den ihm eigenen Metallton zu behalten, ohne der



Reiterstatuette Friedrich Wilhelms III.



Jungfrau von Tangermünde nach Rauch
Modellkammer der Kgl. Hütte in Gleiwitz

baldigen Zerstörung ausgesetzt zu sein.

Die Erfindung und Vervollkommnung eines dauerhaften, nicht abblätternden Eisenlackes nahm viele Jahre in Anspruch. Seine Bestandteile wurden von den Gießereien selbstverständlich geheim gehalten. Der Gedanke, ihn wie eine Porzellanglasur einzubrennen, lag schon deshalb besonders nahe, da Porzellanmanufaktur und Eisengießerei in Berlin häufig zusammenarbeiteten. Versuche folgten, die Eisengüsse mit grüner Patinierung und künstlicher Metall-Oxydation auf den Markt zu bringen. Das damals im Volke noch herrschende Gefühl für wahre, nichts vortäuschende Kunst wies aber die Scheinbildungen zurück. Es erging ebenso den versilberten und vergoldeten Eisengüssen. Dauernderen Erfolg hatte das Einlegen von Silberdraht als ornamentale Verzierung z. B. auf größeren Vasen und Statuen. Solche Arbeit war teuer und blieb naturgemäß auf Widmungsgegenstände für den Königlichen Hof oder auf Geschenke für auswärtige Höfe beschränkt. Es war mehr Spielerei, die den beginnenden Verfall der Eisenplastik verrät und tatsächlich auch nur in den Jahrzehnten geübt wird, wo sie bereits ein Scheindasein führte.

Ueber Zusammensetzung und Anwendung des Eisenlackes, wie über das Gußverfahren selbst und alle anderen Fragen der technischen und gegenständlichen Entwicklung will ich in einem demnächst erscheinenden Aufsatz über die Geschichte der Eisenplastik der drei preußischen Eisengießereien Gleiwitz, Berlin und Sayn ausführlich berichten. Hier erwähne ich beiläufig, daß der Guß in einer aus feiner Sandmasse hergestellten, vielfach geteilten Form vor sich ging, ein Verfahren, das sich eigens für unser Metall herausgebildet hatte, und das für die Wiederbelebung des im 18. Jahrhundert in Preußen fast völlig untergegangenen Bronzegusses von größter Bedeutung war. Als man gelernt hatte, Formen herzustellen, aus denen ein tadellos reines Gußstück in Eisen hervorging, war der Weg für den ablösenden Bronzeguß geebnet. Berlin war zum Vorort der Eisenplastik geworden, „Berliner Guß" zum Sammelbegriff des Besten in dieser Art. Zwar waren England und Frankreich im Eisenkunstguß vorangegangen, ohne das Gewerbe zu einer besonderen Höhe und Ausbreitung zu treiben, waren Mittel- und Süd-Deutschland gefolgt, indem z. B. im sächsischen Lauchhammer diese Kunst schon im ganzen letzten Viertel des 18. Jahrhunderts gedieh. Damals bereits goß man dort neben plumperen Ofen, Gittern, Kandelabern u. a. die alten Gemmen und gleichzeitigen Schaumünzen in vollkommener Schärfe nach. Die letzte und höchste Entwicklungsstufe war Preußen vorbehalten, wo nicht nur der Guß bis zur feinsten Ausführung gebracht wurde, sondern auch, weil dort der Weg einer bloßen Wiederholung von antiken Medaillen und Bildwerken verlassen und der weitere Schritt zu einer freien Gestaltung dieses Kunstgewerbes durch eigene bildhauerische Leistungen getan wurde. Von Berliner Künstlern hat mehr als einer manch lebensvolles Werk für die Vervielfältigung in Eisen geschaffen.





Leuchter und Uhrständer
Kgl. Hütte in Gleiwitz

Darin liegt der Vorzug der Berliner Eisengießerei und der Nachteil unserer Gleiwitzer Hütte, daß in Oberschlesien der Zusammenhang mit den treibenden künstlerischen Kräften der Hauptstadt fehlte, ohne deren Einwirkung das Kunstgewerbe ein rein reproduzierendes blieb. Obwohl Gleiwitz zunächst auf den Ruhm hatte stolz sein dürfen, in Preußen seit 1798 die Rolle der ersten und einzigen Heimatstätte dieser Kunst zu spielen, so wurde sie doch allmählich von ihrer Tochteranstalt in Berlin in die untergeordnete Stellung einer Zweiggießerei gedrängt. Nur acht Jahre seit der Gründung beherrschte Gleiwitz mit seinen eisernen Gemmen und Nachgüssen neuzeitlicher Schaumünzen in Preußen den Markt. Die Führung ging 1804 auf die von ihren ersten Kräften gegründete Berliner Eisengießerei über. Stilarsky und Krigar siedelten für immer nach Berlin über und brachten dort das Gewerbe zu der bekannten Höhe. Stilarsky hatte in Berlin Gelegenheit, auch

seine künstlerischen Anlagen zum Bildhauer zu entwickeln. Eine Reihe von Modellen für die Gießerei stammen von seiner Hand und in den Ausstellungen der Kunstakademie war sein Name öfters auf landschaftlichen und figürlichen Darstellungen vertreten. Unter den Gleiwitzer Güssen ist mir bisher erst eines von seinen Werken, ein Johannes d. Ev. nach Leonardo da Vinci modelliert und mit seinem ausgeschriebenen Namenszug versehen, bekannt.

Die Gleiwitzer Kunstgießerei hat, streng genommen bis 1872 bestanden. Damals wurde ihre Modellierwerkstatt aufgelöst, d. h. die noch vorhandenen Modelle und Eisengüsse als Metall eingeschmolzen oder auf einen Boden verwiesen. Für die schönsten Statuetten und Büsten hatte man damals nicht mehr das geringste Verständnis, weil sie nur von Eisen waren.

Ich wiederhole, daß hervorragende Leistungen im Eisenkunstguß nur aus den ersten vier Jahrzehnten des Gießereibetriebes stammen. In der folgenden Zeit verdrängt der Zinkguß den in immer roheren Formen erscheinenden Eisenguß. Die Wandungen der Statuen und Büsten und selbst der einseitigen Schaumünzen nahmen an Stärke zu, die Reinheit und Schärfe der Linie ließ immer mehr zu wünschen übrig.

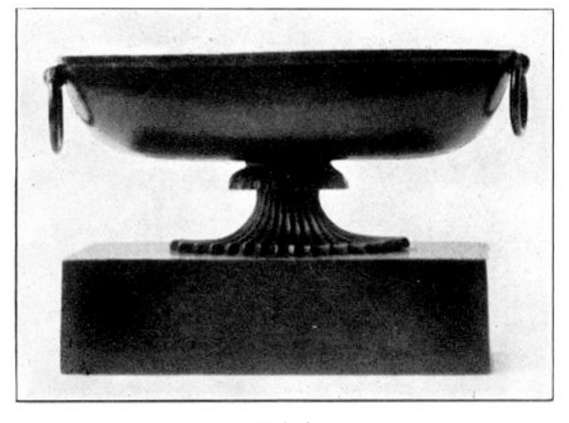
Die künstlerische Leitung der Kunstabteilung des Gleiwitzer Werkes hatte auch allmählich aufgehört. In der Blütezeit hatten zwei auf der Berliner Akademie ausgebildete Bildhauer die Gießerei- und Ziselierwerkstatt unter ihrer Aufsicht, von 1808 bis 1845 Christoph Maendel und von 1816 fünfzig Jahre lang, anfänglich als zweiter Modelleur, Friedrich Wilhelm Beyerhaus, ein Schüler des berühmten Berliner Porträtisten Leonhard Posch. Was die beiden in dieser Zeit neben ihren Kopierungsarbeiten an Eigenem geleistet haben, ob vor allem Beyerhaus auch viele der im Anfang des Jahrhunderts üblichen Reliefporträts von Schlesiern für den Eisenguß modelliert hat, ist noch nicht aufgeklärt. Zahlreiche plastisch verzierte Neujahrskarten und Gebrauchsgegenstände müssen aus seiner Hand hervorgegangen sein. Jedenfalls ist seine Tätigkeit die bedeutendere, ungerechnet der Unterstützung seiner beiden als Bildhauer erzogenen Söhne Friedrich und Hermann Beyerhaus. Von Friedrich Beyerhaus sind nur einige eiserne Neujahrskarten mit oberschlesischen Ansichten bekannt, so die mit dem Großstrehlitzer Schloß, aber schon dem Jahre 1849 angehörig.

Ueberschauen wir die Reihe der Gegenstände, die in mehr oder weniger kunstverratender Ausführung den Ausstellungsraum der Gleiwitzer Eisengießerei und für die entfernter Wohnenden und die Kaufleute die Spalten eines mehrere Seiten umfassenden Preisverzeichnisses füllten.

Als Medaillenformerei hatte die Kunstanstalt angefangen. Antike Gemmen waren damals zur allgemeinen Mode geworden und zierten den Schmuck, das Arm- und Halsband, wie nach Möglichkeit jeden Gebrauchsgegenstand. Die verbindenden Schmuckteile folgten in Eisenausführung. Das



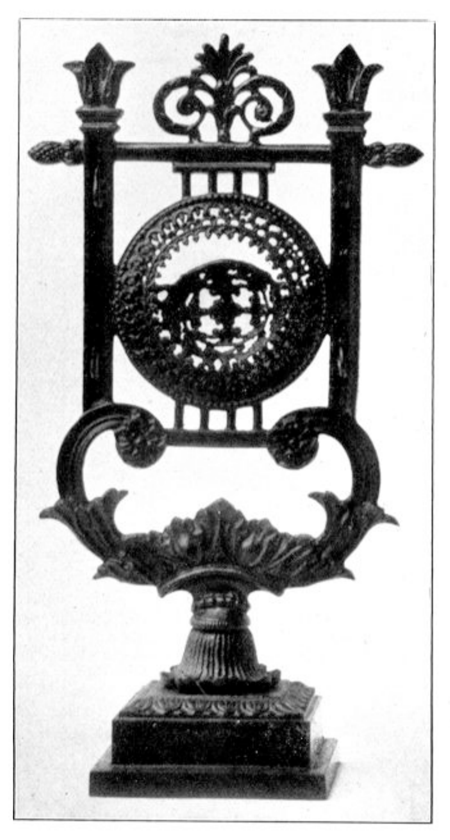
Kruzifix
Modellkammer der Kgl. Hütte in Gleiwitz



Schale
Sammlung Bimler in Beuthen

Gebiet der Medaillen erweiterte sich beständig durch Nachgießen neuerer Arbeiten, wie vor allem durch massenweise Vervielfältigung der ausgezeichneten Porträtmedaillons hoher und berühmter Persönlichkeiten. Ueber 200 ausgezeichneter kleiner Meisterwerke des genannten Porträtisten Leonhard Posch sind in Gleiwitz als Verkaufsartikel in unzähligen Exemplaren gegossen worden.

Figuren und Statuetten reihen sich an. Die ältesten Preislisten enthalten nur Kruzifixe in allen Größen und in verschiedener Ausführung, und Leuchter und Uhrständer mit figürlichem und ornamentalem Schmuck. Alles Figürliche ist Kopie antiker Skulptur oder moderner Denkmalskunst. Schadow, Rauch, Thorwaldsen und Canova sind in Nachbildungen am öftesten vertreten. Ihre Schöpfungen werden unverändert wiedergegeben oder als Beiwerk von Gebrauchsgegenständen in zahllosen Variationen verwendet.



Uhrständer
Sammlung Macha in Beuthen

Der Höhepunkt in der Technik wurde unmittelbar nach Beendigung der Befreiungskriege erreicht. Es gelang, Büsten von halber bis ganzer Lebensgröße und Statuen über einer Kernform mit nicht viel stärkeren Wandungen als in Bronze zu gießen. Die Christusstatue von Tieck und die Reiterdenkmäler Napoleons, Friedrichs II., Friedrich Wilhelms III., des IV. und des Großen Kurfürsten geben noch von den in Gleiwitz sichtbaren Leistungen Zeugnis.

* * *

In den letzten Jahren ist die Teilnahme für die verkannten und mißachteten Erzeugnisse einer politisch wie künstlerisch bedeutenden und in Wechselbeziehung stehenden Zeit im Erwachen begriffen. Die Museen fangen an, Abteilungen für die Eisenplastik einzurichten. Vor den oberschlesischen Museen liegt hier das schöne Feld einer besonderen Tätigkeit; denn für sie muß es Ehrensache sein, eine übersichtliche und möglichst lückenlose Sammlung ihrer früheren heimischen Kunsttätigkeit zu besitzen.

In Oberschlesien sind ihnen zwei Männer auf diesem Wege mit rühmlichem Beispiele vorangegangen. Herr Königl. Bergrat Arbenz in Gleiwitz und Herr Kaufmann Macha in Beuthen haben keine persönlichen Mühen und Geldopfer gescheut und zwei reizende Sammlungen von Eisenkunstgüssen zusammengebracht. Ihnen gehören die hier abgebildeten Stücke an. Diese Sammlungen haben, mit den Güssen der Gleiwitzer Modellkammer und des Berliner Münzkabinetts vereinigt in der diesjährigen Breslauer Jahrhundertausstellung Platz gefunden, der ein Ehrenplatz sein sollte; denn sie haben der Eisernen Zeit den Namen gegeben.



Friedrich Wilhelm IV. von Leonhard Posch
Museum in Beuthen



phot. Otto Damerau in Warmbrunn
Geschnittene und geschliffene Gläser
aus der Josefinenhütte

Glasindustrie und Keramik im Hausfleißverein in Warmbrunn

Von Direktor R. Kieser in Dessau*)
(Schluß)

Eine große Kollektion von Edelgläsern in den verschiedensten Techniken hat die Josefinenhütte in Schreiberhau ausgestellt. Die goldleuchtenden Rubinkelche in ihrem breitflächigen Schliff, erfreuen den Besucher ebenso sehr, wie die prächtigen, zwei- und dreifach überlegten Ueberfanggläser. Auf effektvolle, kontrastierende Lichtwirkung berechnet geben die eingeschliffenen, geometrischen Motive ein glänzendes Zeugnis von der technischen Fertigkeit ihrer Erzeuger. Einige flott bemalte Schalen und Gefäße in ihren einfachen Empireformen, teils in Milchglas ausgeführt, lassen uns die bedauerliche Tatsache vergessen, daß die Glasmalerei noch immer arg danieder liegt. Wohl zeigen uns die neuesten Musterkollektionen führender deutscher, englischer und französischer Häuser beachtenswerte Anläufe zur Neubelebung der Glasmalerei, aber es scheint, als sei die breite aufdringliche Vergoldung der böhmischen Gläser ein Damm gegen das Vordringen der Buntmalerei. Freilich wird sich die wieder erwachende Freude an der Dekoration auch in der Glasindustrie nicht mehr zurückhalten lassen und über kurz oder lang werden wir die blumenfreudigen Biedermeier- und die strenggemessenen Empiremotive in unserer gemalten Ornamentik ebenso wiedersehen, wie

*) Siehe Schlesien VI, 419.



phot. Otto Damerau in Warmbrunn

Geschnittene Gläser von Neumann und Stäbe in Hermsdorf

jetzt schon in der plastischen. Ein altes schönes Muster eines alten Trinkglases aus der Sammlung des Freiherrn von Seherr-Thoß (Warmbrunn) zeigt eine haarfeine Linienführung. Das Motiv des Korallenstammes überzieht das fast derb geschliffene, mit einem massigen Fuß versehene grünliche Glas. Die Josefinenhütte hat die Nachbildung dieses wunderschönen alten Modells übernommen.

Daß der Glasschliff hervorragend vertreten, ist selbstverständlich; aber besonders hinweisen möchten wir auf die künstlerisch wertvollen Glasschnittarbeiten, von denen eine Schale mit einem Rodler auffällt. Der Glasschnitt, leider gegenwärtig viel zu wenig beachtet, zeigt wie keine andere Technik, die ganze Kunstfertigkeit des Gebirglers im schönsten Lichte.

Die Firma Neumann und Stäbe in Hermsdorf u. K. bringt wundervolle Glasschliffwaren in liebevoller Ausführung. Ihre Gläser verraten in den geometrischen Ornamentfiguren einen feinen Geschmack und die teilweise leicht getönten Pokale, Schalen, Bowlen etc. sind in ihrer Gesamtwirkung als hochkünstlerisch anzusprechen. Die Firma ist sich dessen auch bewußt und hat sich ihre besten Muster gesetzlich schützen lassen.

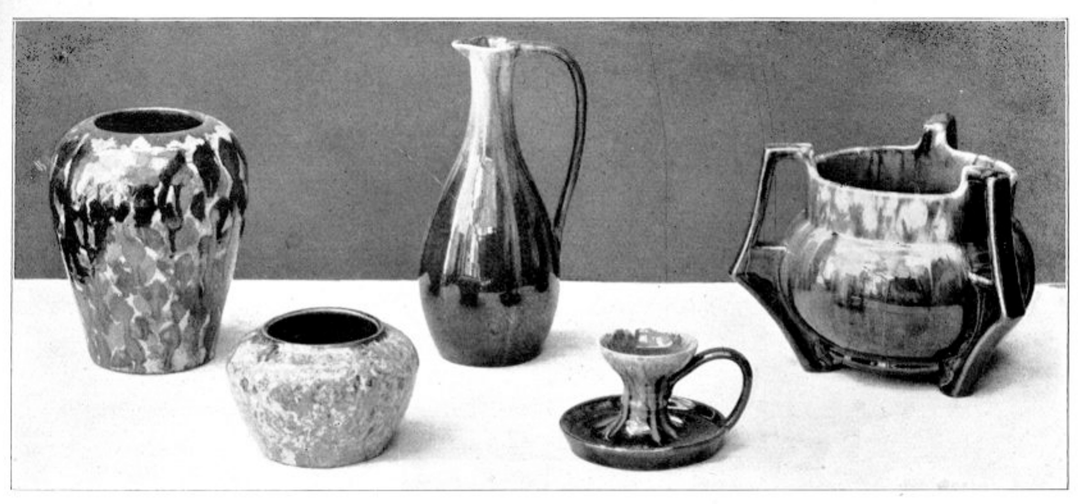
Vertreten wird die Neumann-Stäbesche Ausstellung durch den Glasschneider Michels aus Hermsdorf, der als eigenes Erzeugnis einige technisch recht gut geschnittene Kelche mit Jagdszenen vorführt. Auch seine Nachbildungen der alten bäuerlichen Glasflaschen und Stutzgläser in naiver Farbenstellung verdienen Anerkennung.

Eine stattliche Anzahl kleinerer Gefäßgläser in Glasschliff und -malerei bringt die rührige Firma Klose in Warmbrunn zur Schau. Die Erzeugnisse sind für den Fremdenverkehr in Kur- und Badeorten berechnet und an ein bestimmtes Gebiet gebunden, auf welchem dem Geschmack des Publikums Konzessionen gemacht werden müssen. Beliebt ist das buntfarbige Streuornament, in dem Haidekraut und Stiefmütterchen überwiegen. Auch der saubere und akurat ausgeführte Glasschliff findet allgemeine Anerkennung, die sich in der erfreulichen Erscheinung äußert, daß die Kloseschen Glaswaren einen recht guten Absatz finden.

Als tüchtigen Glasmaler der alten soliden Schule lernen wir den Petersdorfer Künstler Hasenkopf an verschiedenen wohlgelungenen Arbeiten kennen. Wir nennen hier nur das große Standglas, das inmitten reicher Ornamentierung in Emaillemalerei das Wappen des Grafen Schaffgotsch trug. Herr Reichsgraf Fr. Schaffgotsch erstand das Werk schon bei der Eröffnung des Gebäudes. Noch zu erwähnen ist der Kunersdorfer Glasmaler Kunze, welcher neben kleinen, ansprechenden Ziergläsern eine Reihe recht geschmackvoll bemalter Becher mit neuzeitlichen Motiven bringt. Die in Zeichnung und Farbe eine herzhafte Naturfreude verratenden Arbeiten sind nach den Entwürfen des Fachlehres Josef Fink an der Holzschnitzschule gemalt.

Werfen wir zum Schluß noch einen flüchtigen Blick zurück auf die reichhaltige und kostbare Sammlung der ausgestellten Gläser, so können wir mit Genugtuung feststellen, daß das Riesengebirge in seiner Glasindustrie eine unschätzbare künstlerisch produktive Volkskraft besitzt.

Mit der Ausstellung der Glasindustrie zusammen ist die der Keramik in ein und demselben Raume untergebracht. Waren es in der ersten Zeit die guten von „Schlesien“



phot. Otto Damerau in Warmbrunn

Naumburger Töffereien von R. Schirmel in Naumburg a. Qu.

schon öfter gewürdigten Bunzlauer Erzeugnisse, so traten in letzter Zeit die leider viel zu wenig bekannten Naumburger Töpfereien hinzu. Naumburg am Queis (Isergebirge) hat eine Anzahl recht guter, leistungsfähiger keramischer Werkstätten, die nicht nur die primitiven Gebrauchsgefäße, sondern auch bessere Zierstücke herstellen. Besonders ist es die Firma J. Kaps (Inh. P. Schirmel), die sich mit der Herstellung reizender Vasen, Leuchter etc. befaßt, welche in der Tönung und dem Fluß der Glasur oft an bessere Majoliken erinnern. Auch die in Bauernmanier einfach blau geschwämmelten Töpfereien sehen sehr gut aus. Die Waren bleiben hier „ursprünglicher und origineller“, als wenn sie sich zur Nachahmung moderner Formen verleiten lassen. Eine Abbildung von Erzeugnissen der genannten Firma zeigt unsere heutige Nummer.

Töpfermeister K. Reiwaldt hat eine Anzahl einfacher Schüsseln und in der Form recht gefällige Vasen eingeschickt, dazu bringt Gerhard Schöps hübsche bunte Töpfe. Ein für den Fremdenverkehr sehr ins Gewicht fallender Vorzug ist es, daß die Naumburger einfache Sachen bringen und sehr annehmbare Preise setzen. Dem Hausfleißverein fehlte gerade in der Keramik zu Anfang seiner Geschäftstätigkeit diese einfache, wohlfeile Gattung, die in ihrer Eigenart das bietet, was der Besucher wünscht.

Erfreulich aber ist es, daß durch den Hausfleißverein wieder eine, wenn auch bescheidene Gebirgsindustrie ans Licht gezogen worden ist, die nun hoffentlich auch das Interesse der weitesten Kreise für sich wachhalten wird.



Anhänger von Bruno Steigüber in Breslau

Von Nah und Fern

Unsere Beilagen

Unsere Beilagen (Nr. 37 und 38) geben die beiden neuesten Erwerbungen des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau wieder, zwei Bildnisse moderner Meister.

* * *

Max Liebermann hat sich erst als reifer Künstler dem Porträt zugewandt. Zu seinen frühesten Schöpfungen gehört ein Pastellbildnis des dreißigjährigen Hauptmann, das uns den Dichter, welcher damals die „Weber" und „Hanneles Himmelfahrt" schrieb, als einen zarten, schönen Mann mit milden Zügen und träumerischen Augen schildert. Die Züge Hauptmanns sind mit zunehmendem Alter härter geworden, ohne doch ganz die geistige Bedeutung zu gewinnen, welche die mächtige, steile Stirn verspricht. Den späten Hauptmann, den Fünfzigjährigen hat nun wiederum Liebermann gemalt.

Aber auch der Maler hat sich in jenen zwanzig Jahren gewandelt. Etwas Leises, sorgfältig Nuanciertes war den ersten Porträts des Malers eigen; mit Sorgfalt, ja mit Andacht herrschte der Künstler jeder Ausprägung individuellen Lebens. Inzwischen ist Liebermann heftiger geworden, seine Malweise momentaner. Mit schnellen Pinselstrichen wirft er die Gestalt auf die Leinwand und verläßt sich kühn darauf, daß sein rascher Eindruck dem Porträtierten zugleich das innerste Wesen entlockt. So ist das zweite Hauptmannporträt auch in Hinsicht Liebermanns ein anderes geworden.

Als Malerei betrachtet, ist es ein ganz vorzügliches Werk. Der schwarze, aber niemals stumpf oder totwirkende Anzug, das bräunliche, energisch modellierte Gesicht und der kühle, graue, aufgelockerte Hintergrund ergeben eine ungemein vornehme, an Velazquez erinnernde Harmonie. Alles ist leicht und doch unfehlbar sicher auf die Leinwand gebracht; hier und da blickt der Malgrund oder die Vorzeichnung in Kohle noch hindurch, den Charakter der Improvisation noch zu steigern. Und wie sicher ist die Bewegung des Körpers gegeben. Man sieht nur den Ansatz der Beine und hat doch den deutlichen Eindruck, einen Menschen mit raschen Schritten das Zimmer durchmessen zu sehen. Wie ungezwungen und dabei deutlich legen sich die Arme an den Körper an, sitzt der Kopf auf den Schultern, ist das Gesicht gespannt und belebt, der Mund zum Sprechen aufgelegt, während die kleinen Augen hell und beweglich beobachten. Nirgends ist eine Spur von Pose zu bemerken und doch ist andererseits nirgends die Gestalt ins Simple oder Alltägliche gewandt worden; die hohe Bedeutung des Dargestellten tritt klar in die Erscheinung.

Daß der seelische Ausdruck tiefer sein könnte, daß das Allgemein-Menschliche, das in jedem guten Porträt steckt, ergreifender sprechen könnte: wir wollen daran nicht denken und uns nur an das Positive halten, das uns zur Bewunderung zwingt.

Dem Schlesischen Museumsverein ist zu dieser Erwerbung Glück zu wünschen; nun zieht endlich Liebermann mit einem vollgültigen Werke in unser Museum ein und dazu noch mit einem Bildnis von Gerhart Hauptmann, der uns Schlesiern teuer ist. Franz Landsberger

* * *

Auch in den dem zweiten wesentlich anders gearteten Bilde steht ein Künstler vor uns, der Maler selbst „ein blonder, blasser, leuchtäugiger, deutscher Johannes." Die künstlerische Kraft ist auf die Hand und das Antlitz, insbesondere auf die bis ins tiefste blickenden Seheraugen konzentriert. Die Feinheit und Sorgfalt der Malerei erinnert an die alten deutschen Meister des Reformationszeitalters, an Cranach und Holbein, und ist charakteristisch für den Künstler. So fest und bestimmt wie die Zeichnung, so klar ist die Farbe.

Seinen romantischen Träumen gibt Zwintscher in phantasievollen Kompositionen von weichem lyrischen Stimmungsgehalt nach; aber auch seine Bildnisse, die Frauenbildnisse natürlich besonders, bekommen davon ein Stück ab. In seinen männlichen Porträts ist er ein scharfer Charakteristiker.

Oscar Zwintscher ist in Leipzig geboren und seit 1903 Professor an der Dresdner Akademie. Er hat wiederholt in Breslau ausgestellt, zuletzt in der Galerie Arnold, bei welcher Gelegenheit dieses ausgezeichnete Selbstbildnis vom Schlesischen Museum der bildenden Künste erworben wurde. Es ist eine wertvolle Bereicherung der Galerie.

Ursprung und Entwickelung des Naturtheaters

Unter den vielen Veranstaltungen dieses Breslauer Ausstellungssommers wird auch das in herrliches Grün gebettete Naturtheater mit 1522 Sitzplätzen, einem Orchester für 40 Musiker und einer von Laubgrün und Koniferen umrahmten Bühne großen Zuspruch finden. Wir hoffen, daß demnach auch die folgenden Ausführungen Interesse erregen werden.

Noch vor kurzem hat man das Naturtheater sehr geschmäht und ihm jede Bedeutung für die Kunst kurzerhand abgesprochen. Man hat die ganze Bewegung dahin gedeutet, als ob die Rückkehr des Dramas zu einfachen Prinzipien einen Rückschritt für die Kunst bedeuten würde. Und doch konnte jeder, der das Wesen des modernen Theaters verfolgt, erkennen, daß diese Reaktion folgerichtig kommen mußte, denn die Kunst des Theaters, die Art der Darstellungsweise, das gesamte Ausstattungswesen, steht heute im Kulminationspunkt; man hat das Höchste erreicht, was je auf diesem Gebiete zu erreichen war. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die fortschreitende Kultur nach neuen Werken sucht und, da sie keine mehr findet, nach Längstvergessenem greift.

Kein geringerer, als Richard Wagner war es, der, die schädlichen Auswüchse ahnend, für die Umkehr zur Einfachheit der Bühne eintrat und die Bayreuther Bühne gründend, wenigstens seine ureigensten Werke vor diesem Krebsschaden bewahrt wissen wollte.

Vielleicht wird das Neuaufblühen des Naturtheaters, das in seiner Wesenseinheit, wie ich später beweisen werde, die ältesten und einfachsten Prinzipien der Darstellung enthält, dazu beitragen, erzieherisch im Kunstgenuß zu wirken und das Volk zu einer gesunden Kunst und Weltanschauung führen. Es ist jedenfalls sehr bemerkenswert, daß es gerade dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten war, neben anderen großen Umwälzungen im Leben, in der Kunst und Technik, auch das Naturtheater neu erstehen zu lassen.

Die ersten Anfänge liegen weit, weit zurück, — dort, wo sich der Mensch, zum erstenmale seines Daseins bewußt wird, das verschieden ist von jenem des Tieres und dort, wo sich die ersten Anfänge einer Kultur zeigen, in dem ersten Kultus der vorchristlichen Völker finden wir den Ursprung des Theaters. Das Göttertum stand zu der Zeit innerhalb der Natur und läßt uns daher keinen Zweifel darüber aufkommen, daß gerade die überwältigende Szenerie der Vorzeit dazu beitrug, in dem Menschen die Andacht zu wecken und so erhöhtes Menschentum zu zeitigen. Der Oberpriester war Schauspieler und Regisseur in einer Person. Die Einfachheit dieser ursprünglichen Kultusform weicht mit der Zeit einer immer größer werdenden Prachtentfaltung, wie ja überhaupt das Schöne mit dem Religiösen, Anbetungswerten verwandt ist und die Grundgesetze der Beiden in stetem Einklange

stehen. Das spätere Christentum setzte an Stelle der heidnischen Formeln einen einfachen Kultus ein, und ein Teil desselben, die Gesänge, die festlichen Umzüge, die Fastnachtsspiele sind bis auf uns übergegangen. Diese Fastnachtsspiele waren die Schaustellung, das religiöse Theater für das Volk. Diese anfangs von Priestern ausgeübte Kunst ging später auch auf weltliche Personen über, und im Mittelalter bildete das Theater die sogenannten Mysterien, die zumeist auf offener Straße, Marktplatz oder vor den Toren der Stadt abgehalten wurden. Später gelangten in diese Fastnachtsspiele regel- und inhaltlose Späße, es entwickelten sich langsam kleine Ausschnitte aus dem Leben des gewöhnlichen Volkes und die Urform des Dramas war entstanden. Von da ab geht der Entwicklungsgang des Theaters rasch vor sich. Im 16. Jahrhundert finden bereits die ersten Gastspiele statt, d. h. zu den umherziehenden Komödianten gesellen sich vornehmlich englische Schauspieler; in Deutschland gibt es bald „kurfürstlich sächsische Hofkomödianten", in Italien und Frankreich gelangt die dramatische Kunst zur ersten Blüte und am dramatischen Kunsthimmel beginnen die ersten Sterne zu glänzen: Shakespeare und Molière.

Wir sehen also, daß das Naturtheater die Wiege unserer heutigen großen dramatischen Kunst bedeutet, und wenn sich nun in unserem Jahrhundert trotz moderner Regie und Theatertechnik dennoch Männer fanden, welche die Rückkehr zur natürlichen Einfachheit predigen, so taten sie es in der reifen Erkenntnis, daß die Rückkehr zur Natur, die künstlerische Andacht in der Natur, das Sichversenken in die unmittelbare Schönheit, ein ganz besonderer Kunstgenuß sei, dem nichts gleichkommen und dessen Eindrücke sich nicht so leicht vom Alltag verwischen lassen.

Trotz des immerwährenden Umwertens der Grundprinzipien ist das Theater sich immer darin gleich geblieben, ein Schaustellung fürs Volk zu sein und darum gehört auch die Naturbühne dem Volke. Hier liegen die ersten Anfänge, und in dem Volke selbst hat die Naturbühne bisher ihren größten Förderer und das größte Verständnis gefunden. Die Naturbühne wird daher ihre größte Wirkungskraft erzielen, wenn sie volkstümlich bleibt.

Das Naturtheater beschränkt sich auf das Notwendigste, auf die Natur, auf das gesprochene Wort und auf ein wenig Musik, um die Sinne empfänglicher zu machen. Die Sprechkunst des Naturtheater-Schauspielers wird allerdings noch ausreifen müssen. Durch die vielen Jahrhunderte, wo der Schauspieler nur innerhalb eines begrenzten, akustisch gebauten Raumes spielte, hat sein Spiel an Delikatesse wohl zugenommen und seine Sprechkunst sich verfeinert. Die freie Natur jedoch, der weite Plan verlangt etwas anderes. Die Naturbühne versetzt uns in direktes Leben, sie verlangt daher auch Naturwahrheit. Die Geste wird größer werden müssen — freier —, denn das Spiel im Freien ist an keine so scharfen Grenzen gebunden, wie das Agieren im geschlossenen Holz- oder Steinbau. Die Sprache muß volltönender, kraftvoller sein, und muß in einfachen Tönen ausklingen. Das Spiel wird naturalistisch werden, frei von hohlem Pathos und vielleicht wird gerade dies von guter Einwirkung auf das Spiel im Innenraume sein. Max Nordau sagt darüber: Das Freilichttheater fordert große einfache Linien, Schlichtheit gepaart mit Kraft, stark bewegte Handlung, in hohem Relief ausgeprägte Charakterköpfe, es verträgt sich nicht mit angekränkelten, bläßlichen Halb- und Viertelfarben, mit schwach angedeuteten, verblaßten Physiognomien, mit gekünstelten Vorgängen. Die allzuintime, nur aus Stimmung gewobene, ganz verinnerlichte psychologische Dichtung hat keine Stätte auf der Freilichtbühne. Wird der Schauspieler der Naturbühne seine Sprache taktvoll gliedern, dann wird er durch die Macht seiner darstellerischen Beredsamkeit dem Dichtwerke zu einem glänzenderen Sieg verhelfen, als alle Dekorationskünste der „Künstlertheater" es je im Stande wären. Die Ausstattung des Naturtheaters beschränke sich auf eine neutrale Anlage, auf Wald- oder Parkstimmung, sie sorge aber für einen gewissen Rhythmus im Aufbau des Gesichtsfeldes, auf ein Steigen und Sinken der Linie und reizvolle Durchblicke in Baum- und Buschgruppen.

Es ist heute unendlich leichter und weitaus sicherer, über das Naturtheater zu schreiben, als ein solches zu inszenieren. Ganz abgesehen davon, daß man heute nach all den bisherigen Erfahrungen nur dort eine Freilichtbühne eröffnen soll, wo alle Möglichkeiten geboten sind, bei plötzlich eintretendem Unwetter die Vorstellung zu Ende zu führen, also entweder ein mit Schutzdach versehener Zuschauerraum oder ein angrenzender Theatersaal, sind die technischen Fragen noch immer zur Hälfte gelöst. In erster Reihe soll man darauf bedacht sein, einen Platz für die Aufführung zu fixieren, der eine vorzügliche Akustik hat und die wenigsten Anforderungen an das Sprechorgan des Schauspielers stellt. Als Tiefe der Bühne wähle man höchstens sechs bis acht Meter und da sei man bedacht, daß der Ton auf der Szene möglichst gehalten wird, also durch Sträucher, Bäume oder Felsen dem Zuschauer reflektiert wird, ohne Widerhall zu wecken und ohne im Winde zu zerflattern. Eine zweite und noch nicht gelöste Frage ist der Szenenwechsel. Auf der Freilichtbühne in Bünauburg, welche Schreiber dieses Artikels geleitet hatte, fand eine grüne Schiebewand Verwendung, die aus vier verschiebbaren Teilen bestand, die sich ineinanderschoben und die Illusion nicht störten. Wird diese Wand noch mit Laub bedeckt oder besteht diese überhaupt aus verschiebbarem Gestänge, das mit Laub maskiert ist, wird die Eindrucksfähigkeit sogar noch vergrößert. So konnten wir „Die versunkene Glocke" mit allen szenischen Verwandlungen wiederholt inszenieren. Auch die Aufführung des Volksstückes „Der Pfarrer von Kirchfeld" wurde so ermöglicht, allerdings mit kleinen szenischen Transponierungen. Als Hauptfaktor sei aber allen ans Herz gelegt, niemals dort eine Naturbühne zu eröffnen, wo nicht mit Sicherheit auf gute Comparserie gerechnet werden kann.

Vorläufer der heutigen modernen Naturbühne sind in Deutschland: Die berühmten Passionsspiele in Oberammergau, welche um 1633 anläßlich einer Seuche eingeführt wurden, in Frankreich: Die Schäferspiele unter Ludwig XVI., das Theater des Fleurs unter Napoleon III. im Bois de Boulogne und in Versailles. Nach den damaligen Regiebegriffen muß dieses Theater als völlig modern und dem Zeitgeist entsprechend bezeichnet werden. Uebrigens gab es im 17. Jahrhundert in Italien eine große Anzahl Villen, die in ihren Gärten sehr vornehm eingerichtete Naturtheater hatten. Auch in Deutschland gab es im 18. Jahrhundert eine Anzahl Naturtheater, auf denen formvollendet Theater gespielt wurde. Chronistisch festgestellt kann man jedoch die Hauptaktion und die freie Entfaltung des Gedankens dieser Bewegung im Sommer 1909 erkennen. Unter den vielen seither entstandenen Freilichtbühnen haben bis auf heute das Harzer Bergtheater und das Theater in Luzern-Hertenstein, sowie die Freilichtbühne in Aachen großen Namen und Erfolge errungen. Dr. Wachler, sowie Direktor Lorenz und neuerdings Max Reinhardt haben ihr Bestes dazu getan, um den Beweis zu liefern, daß gerade der Mensch der Jetztzeit, an den der Alltag so überaus große Anforderungen stellt, der Freilichtbühne bedarf, und diese geistige Erhebung, diese belebende Kunst umso freudiger begrüßen und schätzen lernen wird, wenn sie ihm in der freien Natur, im labenden goldenen Licht der Sonne, in künstlerischer Durchführung geboten wird.

Udo Radenius

Zwei Kriegerdenkmäler in der Breslauer Domkirche

Die Breslauer Domkirche besitzt in ihrem reichen Denkmälerschatze auch die Monumente zweier Krieger aus vornehmem Geschlechte, die auf fernen Schlachtfeldern fielen und hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.



Grabdenkmal des Grafen
Alfons Mariscotti von Vignonelli im Breslauer Dom

Das eine fällt ins Auge beim Eintritt durchs Hauptportal rechts hinter der Tür in der Mauer. Es ist ein längliches Viereck aus Prieborner Marmor mit einem Giebelfelde darüber; um den Rand läuft ein Spiral-Rankenornament. Das Oblong enthält die Grabschrift, in das Dreieck ist ein Medaillon mit dem ansprechenden Porträt eines Jünglings eingefügt. Der Dargestellte ist Graf Alfons Mariscotti von Vignonelli. Als Abkömmling eines römischen Patriziergeschlechts am 6. Dezember 1634 geboren, trat er in kaiserliche Kriegsdienste und zog in dem von Kaiserlichen, Brandenburgern und Polen gebildeten Heere unter der Führung des großen Kurfürsten nach Schleswig-Holstein, um diese zu Dänemark gehörigen deutschen Länder gegen Schweden zu schützen, welches einen Vernichtungskrieg gegen Dänemark unternommen hatte. Bei der Eroberung der Insel Alsen fiel Alfons von Mariscotti vor der Festung Sonderburg in der Blüte der Jahre, von einer Kugel getroffen am 27. Dezember 1658. Seine Leiche wurde zunächst nach Guhrau in Schlesien gebracht und in der Gruft der Pfarrkirche daselbst beigesetzt. Sein Bruder Galeazzo war in den geistlichen Stand getreten und wurde apostolischer Nuntius in Warschau. Von dort aus vermittelte er 1670 die Ueberführung der Gebeine seines Bruders aus Guhrau und ihre Beisetzung in Breslau. Am 9. Mai des genannten Jahres dankte er in einem Schreiben dem Breslauer Domkapitel, daß es dem Bruder ein Grab in der Kathedrale gewährt und den Exequien für denselben beigewohnt habe. Mit seiner Mutter Viktoria aus dem Geschlechte der Ruspoli und seinen Brüdern errichtete er dann dem fern von der Heimat gefallenen und bestatteten Bruder das bereits beschriebene Denkmal.

Schleswig-Holstein, für welches Graf Alfons Mariscotti kämpfte und starb, war das Stammland des Herzogs Georg Christian, dessen Andenken ein prächtiges Epitaph im Kleinchor lebendig erhält. Sein Vater Alexander Heinrich, aus dem katholischen Zweige der Sonderburger Linie, trat ins kaiserliche Heer und stand längere Zeit in Schlesien. Am 31. Dezember 1653 wurde ihm sein Sohn Georg Christian geboren. Während die beiden älteren Söhne Ferdinand Leopold und Alexander Rudolf in den geistlichen Stand traten und Prälaturen am Breslauer Domstift erhielten, widmete Georg Christian sich der militärischen Laufbahn und stieg im kaiserlichen Heere bis zum General auf. Am 19. August 1691 kämpfte er in der Schlacht bei Salankemen gegen die Türken. Der glänzende Sieg der Christen wurde mit großem Verluste teuer erkauft; 7300 Tote, darunter 300 Offiziere, lagen auf dem Schlachtfelde. Zu den toten Offizieren gehörte Herzog Georg Christian, der gegen Ende der Schlacht gefallen war. Sein Bruder Ferdinand Leopold, der Dechant des Breslauer Domkapitels war, bereitete ihm im Kleinchor der Kathedrale, an der Nordwand unweit des Einganges, eine Grabstätte. Ueber derselben erhebt sich an der Mauer in hohem Aufbau das Barockdenkmal aus Marmor. Auf dem oblongen Mittelstücke ist jener Moment der Schlacht dargestellt, in welchem der Herzog von dem sich aufbäumenden Pferde herabsinkt. Auf dem Bild mischt sich rundfigurliche und reliefartige Behandlung. Die weit vorragenden Vorderhufe des einhersprengenden Rosses, sowie die Füße des herabfallenden Herzogs sind verletzt. Die Relieftafel ist flankiert von zwei gefesselten Türken, die den Oberbau tragen. In ihm halten mitten zwei Putten das Wappen des Gefallenen; auf der einen Seite sitzt eine weinende Frau, auf der andern die Kriegsgöttin; den Abschluß nach oben bildet die Büste des Herzogs in einer palmenumschlungenen Nische. Unter der Bildtafel hält der Todesengel ein ausgebreitetes Tuch, das die Grabinschrift enthält. In dieser ist als Datum der Schlacht der 22. August falsch angegeben. An derselben Kleinchorwand, dem Hochaltar gegenüber, befindet sich das Epitaph des Bruders Georg Christians, des Domdechanten Ferdinand Leopold von Holstein, der am 12. August 1702 starb.

Jungnitz

Kunst in Berlin

Die Berliner Sezession. Die Sezession ist in diesem Jahre nicht nur eine künstlerische, sie ist in fast höherem Maße eine politische Angelegenheit. Das ist sehr schlimm; denn es gibt nichts dümmeres und unfruchtbareres, als Kunstpolitik. Dies Parteienbilden und Zusammenschließen zu Grüppchen, dies Gegeneinanderwüten mit Protesten und Manifesten wäre nichts als burlesk, wenn es nicht die peinliche Folge hätte, die Künstler zu verwirren und den Kunstfreunden die Zeit unnütz zu stehlen. Darum: es ist nun endlich genug mit dem gegenseitigen Verfluchen und Verdächtigen! Die Kampagne fing bekanntlich damit an, daß im vergangenen Jahre der Kunsthändler Paul Cassirer zum Präsidenten und damit zum Nachfolger von Liebermann und Corinth gewählt wurde. Es gab sofort Proteste;



phot. Ed. van Delden in Breslau

Grabdenkmal des Herzogs Georg Christian von Schleswig-Holstein
im Breslauer Dom

lam autesten schrie ein Grüppchen von Mittelmäßigen, das heißt von Leuten, die verhältnismäßig wenig Ursache haben, sich für den Adel der Künstlerschaft zu halten. Nun braucht man nicht der Meinung zu sein, daß Herr Cassirer der einzig berufene Leiter der Sezession sei; er wird aber jedenfalls nicht der schlechteste sein. Daß dem wirklich so ist, beweist schon die diesjährige Ausstellung, die erste, die unter seiner Präsidentschaft zustande kam. Es sind die Gleichgültigen und die Mittelmäßigen, dazu die Großpapas refusiert worden; dafür wurde der Jugend das Tor weit geöffnet. Folge: die Abgewiesenen schrien, Herr Cassirer habe sich revanchiert und habe die, die gegen seine Präsidentschaft protestierten, vor die Tür gesetzt. Eine Anklage, ebenso frivol wie dumm. Die Zurückweisung geschah durch eine Jury unter dem Vorsitz von Slevogt; will man ernsthaft behaupten, daß ein Künstler von der Qualität Slevogts sich durch Herrn Cassirer mißbrauchen ließe? Will man vergessen, daß schon seit Jahren die öffentlichen Richter immer und immer wieder darauf verwiesen, daß die Ausstellungen der Sezession mit allzuviel schwachen Arbeiten belastet seien, mit der Jahresproduktion von Leuten, die man längst zur Genüge kennt, die aber nicht stark genug sind, dauernd zu fesseln? Die Kritik hat die Anwesenheit der jetzt Zurückgewiesenen stets bedauert; sie hat darum nicht die geringste Ursache, den Grollenden aus kunstpolitischen Gründen beizuspringen. Es ist offenbar, daß, menschlich betrachtet, die Abweisung gewohnter Genossen und alter Mitkämpfer etwas Grausames hat; indessen: Mitleid mit den Künstlern bedeutet meist Unrecht gegen die Kunst. Und es wäre ein Unrecht, um dieser Refusierten willen die Jugend vor der Tür zu lassen. Um das bestätigt zu bekommen, braucht man nur in die Ausstellung der Refusierten zu gehen: Max Neumann, Pottner, Westphal, Finetti, Ernst Oppler — redliche und strebsame, aber gleichgültige Künstler zweiter Hand. Geht man dann aber in das Haus der Sezession, so spürt man das tiefe Besinnen und das energische Wollen einer Kunst, die in Erfüllung heiliger Tradition um die Zukunft kämpft.

Das ist sehr wohltätig, zu sehen, woher man kommt und wohin man geht. Leibl, Liebermann und Trübner sind die deutschen Väter; Cézanne, van Gogh und Renoir repräsentieren die französischen Ahnen. Dann gibt es Linien von Toulouse-Lautrec und Seurat. Zu Matisse und all den jungen Parisern und jenen Berlinern, die an der Seine das neue Evangelium lernten. Diese Zusammenhänge, Abstammungen und Ausblicke sichern von vornherein eine gute Anordnung; die Ausstellung ist denn auch weit besser geordnet, weit übersichtlicher als die meisten ihr vorangegangenen. Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch eine Neuherrichtung der einzelnen Säle. Man gab ihren Wänden Anstriche, die zu dem Teint der in Gruppen gefaßten Bilder, bald starkfarbig, bald neutral den geforderten Hintergrund schaffen. So stehen die männlich harten Bilder Trübners gegen scharfes Gelb; Barlachs Holzplastiken wurden in einem dunkelblauen Saal untergebracht; die Bilder der weichen flirrenden Harmonien bekamen einen weißen, die der pathetischen, rauschenden Orgelklänge einen roten Hintergrund.

Von den Vätern sind die Leibls ganz ausgezeichnet; ihre weiche, die Fläche modellierende Malerei, die warme Tonfülle und das sinnliche Erlebnis, dessen Spuren in der beweglichen Epidermis dieser Bilder lebendig blieben, machen es gewiß, daß solche Malerei bereits die Unsterblichkeit der Klassik gewann. Von Cézanne sehen wir Landschaften, die einen glauben machen könnten, daß nur das Blühen, zugleich das Wachsen und Zusammenhalten der Natur, daß nur die Funktionen der Materie festgehalten wurden. Die Ordnung in diesen Bildern, die Klarheit ihrer Gliederung bleibt ewig. Sehr interessant ist es, einen ganz frühen Cézanne zu treffen, die brutale Schilderung eines Mordes, ein Bild, das deutlich die Herkunft von Daumier anzeigt. Auch van Gogh ist mit einigen frühen Bildern vertreten. Eines, das überdies „Schweigen im Walde“ betitelt wurde, läßt an Böcklein denken und offenbart so handgreiflich jenes Mysterium, das den Holländer antrieb, die Baukräfte der Natur, das Wachsen des Grases, das Sieben und Trommeln der Sonne zu suchen. In solcher Umgebung hängen einige kleinformatige Slevogts, eine Skizze zu dem roten Andrade der Nationalgalerie, und zwei sehr delikate, brillante Stilleben: „Ostseekrabben auf Eis“ und „Exotische Vogelbälge“. Seurat, der Neoimpressionist, hat es verstanden, die Struktur der Dinge und des sie umgebenden Lichtes mit ornamentaler Handschrift leicht und kapriziös hinzuhauchen. In seinen Bildern ist der Duft von Sommerwiesen, ist aber zugleich die Mathematik eines gelenkigen Gehirns. Renoir wirkt weit fleischlicher, mehr letztes Rokoko. Gehirn und Rokoko aber sind die Elemente der Treuen. Man könnte auch sagen: das Konstruktive der Gotik und das Vibrieren raffinierter Nerven.

Von diesen Neuen ist der Franzose Matisse ohne jeden Zweifel der Stärkste. Er zeigt Landschaften, die wie ein Träumen sind, ein einziges Genießen des farbigen Scheins. Farbe, Farbe, Farbe jubelt das Auge und trinkt ein ungeahntes Gelb, ein berückendes Rot, ein verführerisches Blau. Matisse malt auch den Menschen, als Bildnis, mit der harmlosen Eindringlichkeit eines Jägers, der anschaut und hinnimmt, was die Natur ihm schenkt. Es ist etwas Rührendes in der Naivität dieser seligen Kunst. Matisse malt auch den Akt des Menschen; auf einer grünen Wiese, vor einem blauen Himmel schreiten fünf Frauen im Reigenrund. Ihre Leiber schmiegen sich und schwingen in Linien, ihre Arme gleiten wie liebestolle Schlangen, weich, müde, sehnsüchtig. Und doch sieht man nicht Weiber, sieht kein Fleisch, sieht nur Form und Klang. Von diesem Matisse haben viele gelernt: Oskar Moll, Pascin, auch Pechstein. Von Pechstein und dem zu ihm gehörenden Kirchner und Heckel treffen wir starke und hoffnungsvolle Arbeiten; wir sehen Erbslöh mit seinen kupfrigen Farben dem van Dongen folgen und beobachten, wie in dem Wiener Kokoschka ein letztes Erinnern an Lionardo zerfasert. Wir treffen noch eine ganze Schar junger Talente, bald mehr mit dem Intellekt, bald mehr mit den Sinnen neuen Zielen zustrebend. Merkwürdig berührt das Wiedererwachen des französischen Klassizismus; David und Ingres finden wieder Jünger: André, Derain und Eugène Zack.

Neben diesen Abenteurern darf man der altgewohnten Sieger nicht vergessen, will man dieser Ausstellung der Sezession nicht ihr Wesentliches rauben. Von Trübner und Liebermann gibt es Kollektionen; in überwältigender Reihung sehen wir diese beiden Persönlichkeiten sich entfalten. Von Liebermann interessiert besonders ein Porträt Gerhart Hauptmanns, die zweite Version des in Breslau hängenden Bildes. Hauptmann ist nicht goethisch idealisiert worden; über seinem zerfalteten Antlitz liegt einiges von der tastenden Zweifelsucht und dem Willenszerbruch des Johannes Vockerath und des Gabriel Schilling. Mit einer Ueberraschung wollte Max Beckmann kommen; er malte den Untergang der Titanic. Die Riesenleinewand vermag aber nicht zu überzeugen. Wir sehen nur die Qual des Malers, aber nichts von dem verruchten Geschehnis. Dies Bild ist bereits in der Anlage verfehlt, genau wie alle die übrigen dramatischen Gigantomachien dieses bohrenden Pessimisten. Auch Rößler ist diesmal in die Irre gegangen; er läßt ein Liebespaar vom Tod überrascht werden. Er sollte nach wie vor landschaftern.

Ein Wort noch von der Plastik, richtiger: von Ernst Barlach. Die Holzfiguren, die er zeigt, sind neben dem Reigen des Matisse die stärksten Arbeiten der Ausstellung. Sie sind Ueberschwang des Gefühles und zugleich weiseste Bändigung. Es lebt unendlicher Schmerz in diesen „Suchenden“ und „Erschreckenden“. Ein Mann schreitet gegen den Sturm, das Antlitz strahlt, die breiten Schultern

trotzen aller Gewalt. Ein paar Schlafende sind der Mutter Erde an das Herz gelegt worden. Einer, dem das Licht erlosch, neigt sich, den Weg zu finden, die Pforte zur Ruhe.

Otto March. Otto March, einer der vortrefflichsten Architekten Groß-Berlins ist als Siebzigjähriger und dennoch unerwartet gestorben. Zu seinem reichen Arbeitsgebiet gehörte an erster Stelle der Städtebau. Er hat viel dazu beigetragen, daß die Probleme dieser sozial-künstlerischen Disziplin von den Bauenden nach langem Interregnum wieder erst genommen wurden; er hat dabei mit Geschick die Widerstände der Baubürokratie und des Bodenkapitals pariert. Der Ausschuß, den er gemeinsam mit Leuten wie Goecke und Muthesius nach dem Wettbewerb um Groß-Berlin gründen half, verhinderte manche Torheit und förderte zum mindesten die Aufmerksamkeit, die den Fragen des Stadtbildes zuzuwenden ist. Von den Planungen für das Tempelhofer Feld war die Marchs die einzige, die nicht nur das hygienisch Notwendige, vielmehr dieses auch in einer großen Form gab. Wenn man einen Blick tat auf das mächtig gedachte Forum und die geklärte Regelmäßigkeit der Straßenzüge, so bekam man ein Empfinden für das Tempo und das Temperament der Weltstadt. Eine andere Forderung des Städtebaues, die Einheit der Fassaden und die geschlossene Blockfront, hat March durch das Beispiel seiner Häuser in der Bismarckstraße in Charlottenburg zu lösen versucht. Würde solchem Vorbild gefolgt werden, so schwände bald die lächerliche Unruhe der Straßenwände. Ein anderes nicht minder interessantes Arbeitsgebiet hatte March im Theaterbau gefunden. Schon sein Volksspielhaus für Worms zeugte für das sichere Verständnis, die Zuschauer als Masse zu erfassen und den Raum als architektonischen Ausdruck solcher menschlichen Monumentalität zu bilden. Ein Gedanke, den er nach mehreren Jahrzehnten mit dem Entwurf für das Stadion auf der von ihm fontanisch-märkisch geschaffenen Rennbahn im Grunewald wieder aufnahm. Hier soll Tausenden Aufenthalt und Symbol geschaffen werden; was man davon bisher aus der Vertiefung des riesigen Ovals auftauchen sieht, bestätigt, daß March zwar ein Verwalter der Tradition, aber ein durchaus moderner Mensch war.

Die Trabrennbahn von August Endell. Es ist freilich fatal, daß die besten Architekturen, die zustande kommen, dazu verdammt sind, kulturell wertlosen Vorgängen den Rahmen zu geben. Neulich bekamen wir den Kientopp des Oscar Kaufmann; heute ist über die Trabrennbahn des August Endell zu berichten. Wenn man den Glauben hat, daß alle Architektur Ausdruck für bestimmte Lebenskreise ist, und nur als solcher Ausdruck historischen Wert und Anspruch auf Ewigkeit besitzt, so muß man sagen, daß mit dieser Kientopp- und Trabrennbahnarchitektur irgend etwas nicht in Ordnung ist. Es ist nicht anzunehmen, daß der Betrieb der Schieber und Pferdemasseure von der Weltgeschichte für würdig befunden werden sollte, seinen architektonischen Apparat als Denkmal nach dem Vorbild der pharaonischen Pyramiden erhalten zu bekommen. Es steckt eine kulturelle Lüge in der Baukultur des Kinos und der Schenkelei. Darüber muß man sich klar sein, wenn eine Leistung wie die des August Endell beurteilt werden soll. Sie wird notwendig etwas Brüchiges enthalten; es werden das Pathos und die Leidenschaft, die der Form das Leben gaben, in keinem rechten Verhältnis stehen zu dem psychischen Gehalt dessen, wofür die Architektur ersonnen wurde. Nach solcher Distanzierung ist dann allerdings zu sagen, daß August Endell mit dieser Rennbahn den Beweis gab, daß er ein Konstrukteur von sinnlichem Intellekt und einer raffinierten Züchtung der Nerven ist. Er hat die Grübeleien, von denen er von Jugend auf besessen war, zu produktiver Kraft entwickelt. War es vielleicht nicht unberechtigt, ihn zuweilen einen bizarren Ornamentiker, einen grätigen Phantasten zu heißen, so muß man heute sagen, daß er ein Logiker des Minimums und damit ein Klassiker der Zweckmäßigkeit wurde. Was er da draußen in Mariendorf auf den Sand gestellt hat, sieht auf den ersten Blick ganz einfach und alltäglich aus. Wenn man aber näher zuschaut, empfindet man das Geistreiche der einzelnen Baukörper und die Großzügigkeit der Gesamtanlage. Was zunächst diese betrifft, so muß man zum Vergleich etwa Karlshorst entgegenstellen: hier eine üble Zerrissenheit, in Mariendorf ein von Haus zu Haus greifendes Umfassen und damit die Erzwingung einer gewaltigen Raumvorstellung. Man muß sich diesen Eindruck von der ersten Tribüne aus oder von dem Restaurationspavillon verschaffen; dann weiß man sofort, daß Endell zum Architekten reif wurde. Die einzelnen Bauten verblüffen durch die Leichtigkeit, das zerbrechliche Unmaterielle, das Motorische. Die Eisenkonstruktionen sind von faszinierender Schönheit. Man glaubt das Gangliensystem des Eisens bloßgelegt zu sehen. Endell duldet keine Festigkeit; er macht alles locker, durchsichtig, schwebend. Die großgemessenen Dächer hängen, ohne, daß man zunächst weiß, wie das geschieht; sie hängen aber doch überzeugend. Die Glaswände stehen wie Wagnisse; die Brüstungen scheinen ein dünnes Geflecht zu sein. Und doch spürt man überall und aus allem eine elastische Festigkeit. Es ist alles neu, und eigen empfunden; und selbst da, wo leichte Anklänge an Schinkel und (an der Rückseite der Tribüne) an Griechenland zu spüren sind, überwiegen doch die Intelligenz und das Temperament des modernen Fanatikers der Präzision. Für uns, die wir auf mannigfachen Wegen die neue, die reine Kultur suchen, werden die Bauten des August Endell das einzige sein, was uns diese Trabrennbahn eines Besuches wert erscheinen läßt.

Robert Breuer

Kunstausstellung in Prag

Im Künstlerhaus Rudolfinum in Prag eröffnete soeben der Kunstverein für Böhmen seine 73. Jahresausstellung, die diesmal ganz internationalen Charakter hat. Die „Royal Scottish Society" Glasgow sandte 30 Aquarelle, eine Anzahl Polen aus der „Sztuka" beteiligte sich mit ihren besten, farbenglühenden Schöpfungen und die Wiener k. k. Staatsgalerie überließ in dankenswerter Weise acht Werke, darunter das großartige Panneaux „Die Eismänner" von Mediz. Eine besonders stattliche Zahl bilden Werke der Wiener Kunst. Gleich beim Empfangsraum finden wir den Polen Wladyslaw Jarocki mit einem grandiosen Selbstporträt mit stark dekorativ wirkendem landschaftlichen Hintergrund; sein Nachbar Krasnowolski ist mit seinem „Sonnenschein" ebenfalls sehr gut plaziert. Diese spielende Kinderschar im leuchtenden Freilicht ist plastisch lebendig. Die landschaftlichen Bilder von Fritz Gärtner fesseln durch eine naturgetreue Wiedergabe. Sehr gut ist das Perspektivische in der klaren Winterluft festgehalten. Die Wiener Kunst ist meist durch „Jünger" vertreten, aber welches Können offenbart sich uns. Max Pollak ist ein „fast Fertiger", seine lichtumflossenen, farbenfrohen Oelgemälde erregen schon heute Sensation. Seine Auffassung ist entschieden originell. So die „Madonna" oder „Das Abendläuten". Das Bild besteht aus lauter kleinen fluktuierenden Lichtpartikelchen. Von den Wienern nenne ich noch: Ameseder, Harlfinger, Zerlacher und den Musketen-Illustrator Wacik. Seine Märchenkompositionen und Karikaturen haben sich heute Oesterreich und Deutschland erobert. In der Ausstellung sehen wir von ihm einen gedanklich gut symbolisierten und stilisierten Zyklus: „Die Königskinder". Nun ein Wort über den hoffnungsvolley Prager Portraitisten Anton Schück. Seine Werke sind nicht ohne persönliche Note. Er vereinigt eleganten Schwung mit etwas leichtsinnigem Können, sucht in jeder Type das rein persönliche Motiv zu wahren. Die kleine Rothaarige ist in ihrem duftigen Spitzenweiß ebenso anziehend und totschick, wie die in schwere schwarzviolette Farbenharmonien gehüllte kleine Frau. Sehr lustig wirkt die schlanke Blonde mit der possierlichen Staffage ihres

Schoßhündchens. Um noch einen anderen, aber klug rechnenden Techniker des Porträts zu nennen, erwähne ich den Maler Rudolf Bem. Auch er hat sich eine eigene Note zurecht gelegt. Er bevorzugt eine emailartige Farbenmischung, bringt die Oelbilder dann unter Glas und erzielt damit ein ganz besonderes Feuer der Farbe. Ein sehr vornehmer Ernst Liebermann „Vordem Spiegel“, einige gute Orlik-Werke gereichen der Sammlung nur zum Schmucke. Ein interessanter Landschafter ist Franz Langevelt, ebenso Paul Rees. In seinem Bilde „Spitzbergen“ löst er großartig und einfach das Problem des Landschaftlichen. Von Andre Broedelet hängen hier zwei entzückende Kinderstudien, von Suze Bißhop-Robertson zwei Genrebilder, von denen ich besonders das Bild: „Milch für die Katze“ als recht stimmungsvoll bezeichne. Karl Wagner sandte ein braves Genrebild „Der Leser“. Der Akt ist spärlich vertreten. Viel beachtet wurde Autengrubers figurales Gemälde „Nach dem Bade“. Die englischen Aquarellisten stellen zarte Bildnisse aus, duftige Blumengrüße und dämmrige Landschaften. Ich nenne nur: Stuard Richardson, Georg Gascogne, Fulton und Lellau, aber auch die Damen: Miß Macdonald und Miß Cameron leisten Tüchtiges im Aquarell. Von den graphischen Arbeiten interessierten am meisten die Blätter von Preetorius und eines homo novus: Anton Samz ist sein Name, den wir uns werden merken müssen. Die Plastik ist durch eine Kollektion des Bildhauers Olmont vertreten. Der Körper ist für ihn das Thema einer Dichtung. Er verachtet das rein Menschliche in der Darstellung nicht, aber er sucht es durch eine große Vergeistigung auf ein höheres Niveau zu bringen. So entstehen dann seine großartigen Plastiken, wie „Unendliche Sehnsucht“ oder das packende „Kreuzigungsdrama“.

Udo Radenius

Emile Verhaerens Rembrandt

ist ein Buch (übertragen von Stefan Zweig, erschienen im Leipziger Inselverlag), das man jedem geben möchte, der mit offenen Augen und Sinnen in unserem Leben steht. Weil er in ihm finden wird, wie ein großer und herrlicher Mensch über alles hinweg, über Aufstieg, Glück, Fall, Armut, Flucht und Einsamkeit das Leben zusammenballte und magische Form werden ließ. Weil er hier eines der größten Leben, das je gelebt, beschrieben finden wird und zugleich die Feuersäulen dieses Lebens, in Ewigkeit aufflammend. Das heißt: Da wird einmal Emile Verhaeren in seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit dies leidenschaftliche Leben und diese leidenschaftliche Kunst prägsames, klares Wort werden lassen und da werden dann achtzig Tafeln den Maler, Radierer und Zeichner Rembrandt unmittelbar in guten Reproduktionen zeigen. So wird sich dann der Kreis schließen, die Erscheinung Rembrandts, eines der Wunder der Welt, zusammenfassend. Daneben wird man die Freude haben, die man immer erlebt, wenn ein Großer über einen anderen Großen redet. Professoren und Kritiker in Ehren, aber sie müssen doch stumm werden, wenn so einer redet. Das Schönste ist vielleicht dies: Rembrandt und die anderen Meister wie Rubens, Tizian, Veronese und Velasquez angehend: „Ihre Kunst ist irgendwie noch Vergnügen und schöpferische Lust, sie entflammt sie, berauscht sie, und ihre Meisterwerke sind bloß eine Verherrlichung der schönen äußeren Formen des Lebens. Sie haben nur den Blick, nicht aber die wahrhafte Vision. Rembrandt aber, wie Dante und Shakespeare, ist ein Seher. Niemals war es ein Maler so sehr wie er und darum überragt er sie alle.“ Und dieses noch: „Man kann Rembrandt als den Maler der Wunder definieren. Alles, seine Kunst, seine Farbe, jenes zauberische Licht, das er geschaffen und mit dem er die Kunst für alle Zeiten beschenkt hat, befähigt ihn zu dieser höchsten Aufgabe. Er ist keineswegs ein nur religiöser Künstler, keineswegs bloß ein Veranstalter phantastischer Tragödien, ein Erwecker gemalter Träume oder Schöpfer von Symbolen, er ist immer nur derjenige, der das Uebernatürliche glaubhaft macht. Unter seinem Pinsel scheint das Wunder wirklich stattgefunden zu haben, so sehr erfüllt er es mit tiefer und zuckender Menschlichkeit.“ Wie knapp, wie wesentlich ist dieses gesagt. Ein vorbildliches Künstlerbuch — auch im Preis — das will in Deutschland viel sagen — es kostet drei Mark.

Oskar Maurus Fontana

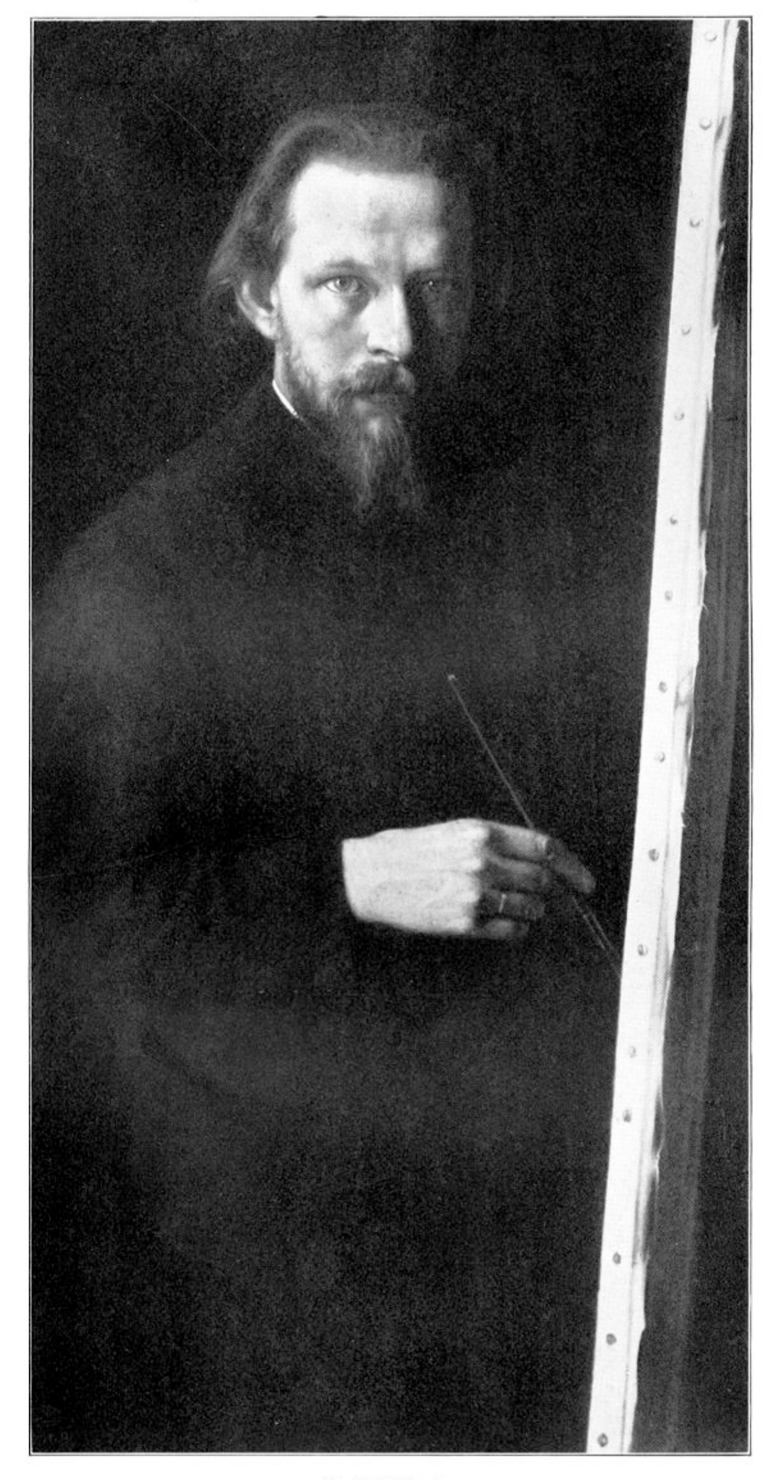
Vereine

Verband Deutscher Kunstgewerbevereine. Der diesjährige (23.) Delegiertentag des Verbandes findet am 23. und 24. Juni in Breslau statt. Sonntag, den 22. Juni, nachmittags ist eine Sitzung der Verbandsausschüsse anberaumt, abends 8 Uhr findet im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums ein Begrüßungsabend statt. Die eigentliche Sitzung beginnt Montag 9 Uhr im Sitzungssaale der Stadtverordneten. Außer den üblichen Punkten der Tagesordnung sind zwei Berichte des Dresdener Kunstgewerbevereins zu erwähnen über das Privatschulwesen mit kunstgewerblichen Zielen und über die Frage der weiblichen Lehrlinge. Ein gemeinsames Essen im Hauptrestaurant der Ausstellung schließt den Abend. Für den Dienstag sind Führungen durch die historische und die Gartenbau-Ausstellung, sowie in der Stadt vorgesehen.

Kunst- und Gewerbeverein in Rybnik. Der Verein veranstaltet vom 31. Mai bis 15. Juni unter dem Protektorate des Herzogs von Ratibor eine Altertumsausstellung, die manches interessante Stück hoffentlich zu Tage fördert. Für diesen Zweck sollen auch die interessantesten Schrotholzkirchen des Kreises Rybnik photographiert werden.



Schmuckstück in Eisenguß



Selbstbildnis
Gemälde von Oscar Zwintscher
Neue Erwerbung des Schlesischen Museums der bildenden Künste
in Breslau

G. SIWINNA
BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI
KATTOWITZ